



# LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

## **Aufwärts. Jahrgang 2, Nr. 26/27 December 17, 1949**

Köln: Bund-Verlag, December 17, 1949

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

# Aufwärts



Der tiefe Sinn des Festes ist erst ganz erfüllt, wenn alle Menschen ein gesegnetes Weihnachtsfest erleben.

**JUGENDZEITSCHRIFT DES DEUTSCHEN GEWERKSCHAFTS-BUNDES**

NR. 26/27 · JAHRGANG 2

Preis 20 Pfg.

17. DEZEMBER 1949

## Unser Wunschzettel

Millionen Wünsche und Hoffnungen sind mit dem Weihnachtsfest verbunden. Das ist schon seit Jahrhunderten so. Und seit ebenso langer Zeit blieb das, was sich die Menschheit ersehnt, Friede, Gerechtigkeit und Brot für den letzten hungrigen Mund, unerfüllt. Es ist ein weiter, mühsamer Weg bis dorthin; denn die, die das Böse wollen, sind bisher immer mächtiger gewesen, trotz ihrer geringeren Zahl, weil sie für das, was sie wollen, etwas tun, und zwar ganz bewußt tun. Das ist meist der Mangel derer, die guten Willens sind und die das Neue wollen. Es fehlt die Tat. Gegen das Ungerechte kann man nicht mit den Händen im Schoß angehen. Man muß kämpfen.

Und das ist einer unserer Wünsche. Wer das Gute will, wer zu einer gerechten sozialen Ordnung strebt, der muß mit denen gehen, die das gleiche wollen. Doch nicht nur mitgehen und dazugehören, sondern auch mittun, das heißt mitkämpfen.

Ein anderer Wunsch ist, daß die Forderungen der Gewerkschaften, ein fortschrittliches Jugendschutzgesetz zu schaffen, bald Verwirklichung finden und jeder Abgeordnete des Bundestages es sich zur Ehre anrechnet, hierzu das Beste beizutragen. Das gleiche gilt für das Berufsausbildungsgesetz. Ganz vorne vermerken wir noch die entscheidende Forderung der Arbeitnehmerschaft auf Mitbestimmung in der Wirtschaft. Unseren Politikern wünschen wir die Erleuchtung, daß sie über den Parteiraum hinaus eine gemeinsame Ebene zum Besten des arbeitenden Volkes finden.

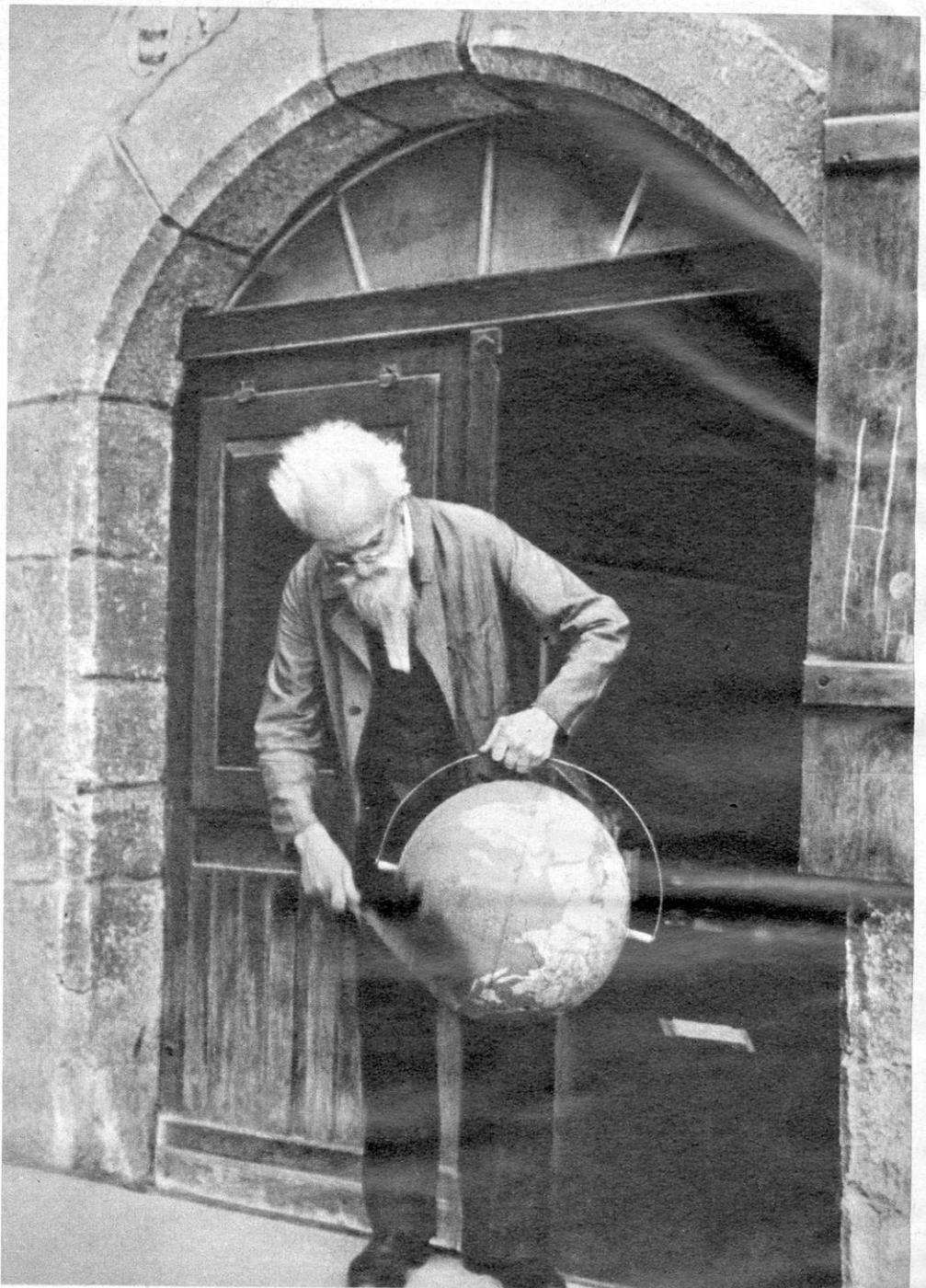
Und nun ein paar Worte an die Leser und Leserinnen des Aufwärts. Wir sind gut miteinander ausgekommen, wenn wir auch nicht immer einer Meinung waren. Standen wir im Gegensatz zueinander, so haben wir dieses immer auf eine faire Art ausgetragen und viel gegenseitiges Verständnis gezeigt. Immer blieben wir Kollegen und Freunde. Das gehört zu den Seltenheiten unseres heutigen Lebens.

Tausende Briefe habt ihr uns geschrieben. Ebenso viele haben wir hinausgeschickt. Ihr machtet uns Vorschläge für unsere Arbeit. Manches haben wir verwendet, manches anders gesehen, wir haben es euch gesagt. Ihr habt uns kritisiert, oftmals mit Recht. Wir haben uns niemals dagegen gewehrt, sondern haben immer eure Kritik gewünscht, und mancher hat ein Schreiben in Händen, in dem die Redaktion schwarz auf weiß zugibt, daß die Einwände zu Recht bestanden. Da waren die vielen Briefe junger Menschen, die die Rat suchten, die Hilfe brauchten. Ihnen allen haben wir geschrieben und oftmals über und durch die Gewerkschaften helfen können.

Mit all dem sind unsere Briefmappen dicht gefüllt, und jeder neue Brief gibt uns die Gewißheit, daß die Aufwärts-Leser einen Kreis junger Menschen bilden, die über weite Entfernung miteinander verbunden sind und dem gleichen Ziele zustreben.

Wir haben den besonderen Wunsch, daß wir das gute Verhältnis pflegen und ausbauen und der Kreis sich ständig erweitert.

H. T.



Ein Abstauben hätte unser Globus bitter notwendig.

Foto: Spitta

# Zurückgeblättert . . .

Wenn ein Jahr zu Ende geht, ist es meist üblich, im Erlebnisbuch des vergangenen Zeitabschnitts zu blättern. Mit dem Ende des Jahres 1949 lohnt es sich, das Buch der Zeit weiter zurückzuschlagen, und zwar gleich um 50 Jahre; denn mit der Silvesternacht des laufenden Jahres haben wir die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hinter uns gebracht. 50 Jahre weiter, und wir schreiben das Jahr 2000.

Fragen wir, was war vor 50 Jahren, als man 1900 schrieb, und in den Jahren danach bis heute? Was hat dieses halbe Jahrhundert gebracht? Wer selbst aus dem Erlebnis berichten will, muß heute fast ein Alter von 60 Jahren erreicht haben. Wir müssen uns berichten lassen und blättern zurück.

Ja damals, um die Jahrhundertwende, das waren noch Zeiten, hört man sehr oft alte Leute sprechen. Gewiß, im Verhältnis zu heute war damals eine ruhige Zeit. Autos gehörten noch zu den Sehenswürdigkeiten, und das Flugzeug hatte noch nicht seinen Siegeslauf begonnen. Aber wie war die Lage der Arbeiter in jener Zeit? War sie besser als heute? Nein, damals am Eingang in unser Jahrhundert hatten unsere Großväter, zum Teil haben es unsere Väter noch erlebt, einige Jahrzehnte schwerster Unterdrückung hinter sich. Mit allen Mitteln wurden die Arbeiter gehindert, sich zusammenzuschließen und für ihre Forderungen einzutreten. Die Mitglieder der Gewerkschaften mußten in ihrem Kampf schwere Opfer bringen, und mancher mußte Hab und Gut hingeben. Die

Arbeitszeit betrug 12 bis 14, oft sogar 16 Stunden am Tage. Der Lohn war mehr als dürftig. Es gab keine Betriebsräte, und die Arbeiterschutzbestimmungen steckten in den Anfängen.

1900 zählten die Gewerkschaften, die sich 1890 zur Generalkommission zusammengeschlossen hatten, 680 000 Mitglieder. Die Generalkommission war der Vorläufer des ADGB, Freie Gewerkschaften genannt. Auch in den Kreisen christlicher Arbeiter fand der gewerkschaftliche Gedanke seine Pioniere, und 1900 wurde der Gesamtverband christlicher Gewerkschaften gegründet.

Greifen wir einige Ereignisse aus dem Ablauf der 50 Jahre heraus.

1903 steigt erstmals ein Motorflugzeug aus eigener Kraft in die Lüfte. Zwölf Sekunden bleibt es in der Luft. Gleichzeitig streiken 7000 Weber in Krimmitschau um den Zehnstundentag. Fünf Monate dauert der Streik. Die Gewerkschafter ganz Deutschlands stehen den 7000 Textilarbeitern bei. Wer von der jüngeren Generation kann ermessen, was diese Menschen auf sich genommen haben, um den Kampf durchzustehen.

1904. Die Gewerkschaften zählen über eine Million Mitglieder. Gleichzeitig gewähren sie ihren Mitgliedern eine Arbeitslosenunterstützung.

1911. Roald Amundsen entdeckt den Südpol. Der achte deutsche Gewerkschaftskongreß fordert die Einführung der staatlichen Arbeitslosenversicherung. Die Mitgliederzahlen der Gewerkschaften steigen. Immer mehr erkennen die Arbeiter, daß in der gewerkschaftlichen Organisation ihre Stärke und ihre Macht liegt.

1914. An dem Tage, an dem der erste Weltkrieg ausbricht, zählen die Gewerkschaften 2 1/2 Millionen Mitglieder. In 150 Städten haben sie besondere Arbeitersekretariate errichtet mit der Aufgabe, die Mitglieder zu beraten und sie bei aufkommenden Streitigkeiten zu vertreten.

Die aufstrebende Entwicklung wird durch den ersten Weltkrieg unterbrochen.

1918. Der Krieg geht zu Ende und damit das Kaiserreich. Deutschland wird eine Republik. Die Arbeitslosenunterstützung aus



1920 setzten die Putschisten das Leipziger Volkshaus in Brand. Fotos: Archiv

öffentlichen Mitteln wird eingeführt, der Achtstundentag wird Gesetz.

1919. Friedrich Ebert als erster deutscher Reichspräsident gewählt.

1920. Das Betriebsrätegesetz wird verabschiedet. Im gleichen Jahre müssen die Gewerkschaften zu einem Generalstreik aufrufen, um die junge Republik vor ihren Feinden zu schützen. Militärische Kreise versuchen den Sturz des neuen Staates. Doch die Arbeitermassen folgen geschlossen dem Ruf der Gewerkschaften, und nach wenigen Tagen ist der Staatsstreich abgewehrt.

1923. Deutschland erlebt den Höhepunkt der ersten Geldinflation. Die ärmeren Schichten büßen ihre Ersparnisse ein.

In den folgenden Jahren bessert sich die wirtschaftliche Lage Deutschlands, und die Gewerkschaften gewinnen an Macht und Einfluß. Ab 1929 beginnt die Kurve des Elends, die bis 1933 sieben Millionen Menschen arbeitslos macht. Die Ursache liegt in einer wirtschaftlichen Krise, die zum großen Teil von kapitalistischer Seite künstlich erzeugt wurde. 35% aller Gewerkschaftsmitglieder sind erwerbslos, und die Gewerkschaften zahlen 110 Millionen Mark an Unterstützungen.

1933. Vom Kapitalismus getragen, kommt Hitler an die Macht. Am 2. Mai stürmt die SA die Gewerkschaftshäuser in allen Städten Deutschlands. Die Gewerkschaftsorganisationen werden zerschlagen. Der Weg ins Dunkel beginnt und endet mit dem 8. Mai 1945. Dazwischen liegen 12 Jahre Kampf mutiger Menschen gegen ein barbarisches System, in dem Millionen Menschen hingerichtet werden.

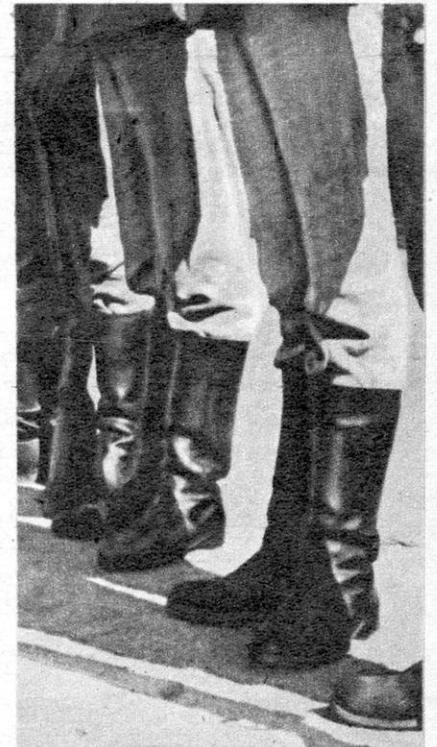
1945. Zerschlagen, verarmt stand Deutschland vor einem neuen Anfang. Die alten Gewerkschaftsführer, die die Konzentrationslager überstanden hatten, gingen sofort daran, die gewerkschaftliche Organisation neu aufzubauen. Eines muß besonders festgehalten werden. Die Gewerkschaftsführer aller Richtungen waren die einzigen, die aus der Vergangenheit gelernt hatten. An Stelle der vielen verschiedenartigen Organisationen

bauten sie die neue Einheitsgewerkschaft, die alle schaffenden Menschen umfaßt, auf. Über die machtvolle Entwicklung dieser Organisation bis zum Münchner Vereinigungskongreß haben wir in der letzten Zeit oft berichtet, so daß wir uns heute eine Wiederholung sparen können.

So sind die ersten 50 Jahre dieses Jahrhunderts friedlos dahingegangen. Die Menschen haben viel Angst und Schrecken erlebt, und sie blicken nicht gerade vertrauensvoll in die zweite Hälfte des Jahrhunderts.

Aber die vergangenen 50 Jahre waren ein immerwährender Kampf gegen die kapitalistische Ordnung. Sie sind gleichzeitig Jahre des Wachstums und Werdens der deutschen Gewerkschaftsbewegung. Die Gewerkschaften sind zu einem ausschlaggebenden gesellschaftlichen Faktor geworden. H. T.

*Man  
spricht  
wieder  
davon*



**Soll das wiederkommen?**

**Ja oder Nein?**

**Antwortet!**



Auch vor fünfzig Jahren mußten die arbeitenden Menschen die Hauptlasten tragen.

## MIT GUNST UND VERLAUB — EIN HEILIGER ABEND



Pfeifer besaß eine Werkstatt, in der vier Gesellen und ein Lehrling wirkten. Hier wurde das ganze Jahr über gelötet und gehämmert, Bleche zu Rohren und Dachrinnen gewalzt und die Töpfe der Nachbarschaft geflickt ...

Es dunkelt bereits. Schneeflocken fliegen vor die Fenster, schmelzen bald und rinnen an den Scheiben herunter. Fritz, der Stift, rumort in allen Ecken und räumt mit Dreck und unbrauchbarem Material gehörig auf; er ist wohlgelaunt wegen der bevorstehenden Bescherung nachher und der drei Feiertage dahinter und pfeift. Er pfeift auch noch, als Eberhard eintritt. Heute scheltet der Geselle nicht; er hängt den verschneiten Mantel eigenhändig an den Ofen, entleert auch seinen Werkzeugkasten selbst und sortiert sogar Blechschneppel auf seinem Bankplatz. Nochmals schrippt die Tür. Es ist der Meister, der sich am Rohrbock vorbeiwirbelt und vor den glühenden Ofen stellt. Der Junge und der Geselle lassen sich nicht stören; sie hören den Alten husteln, und wenn er hustelt, ist alles im Lot, und er wird im Augenblick etwas sagen.

Aber er sagt nichts. Die Hände auf dem Rücken, dehnt er die Brust und blickt in die wirbelnden Schneeflocken hinein ... Schritte platschen durch den Flur, die Tür fliegt gegen die Wand — es ist der Altgeselle. „Grüß Gott, Meister und Gesellen! Mit Gunst und Verlaub — darf man eintreten?“ ruft er spaßig aus, setzt seinen Kasten ab, pustet in die Hände und streicht Pfeifer unverhofft über die Wange ... „Kalt, Krauter—?“

Pfeifer wirft seinen Kopf zurück. „Ja, es ist kalt“, sagt er.

„Und wie ist es mit der Arbeit? Alles erledigt?“

„Was noch zu machen war, ist erledigt ... Hoffentlich kommt nichts mehr.“

„Jetzt noch? Wer jetzt noch kommt, wird rausgeworfen. Schließlich wollen wir auch Weihnachten haben ... Aber es gibt ja immer Schlampmeier, die sich erst im letzten Augenblick erinnern, daß ihr Wasserhahn tröpfelt —!“

Pfeifer lächelt; er geht hinaus und schlappt die Treppe hinauf, in die gute Stube, wo Frau und Tochter dabei sind, den Gabentisch fertigzumachen.

„Nachher könnt ihr dem Fritz seine Augen mal verspannen“, sagt er. „Wenn der das Fahrrad sieht, wird er verrückt —!“

„Das glaube ich“, antwortet sie. „Aber Friedrich wird es mit der Gewindekluppe nicht anders ergehen.“

„Meinst du?“ fragt er. „Es kann sein. Sie hat drei Gesellenlöhningen gekostet.“

Lore huscht aus dem Zimmer.

„Er ist mein bester Geselle“, sagt Pfeifer, als seine Frau ein wenig merkwürdig zur Tür zurückblickt. „Vielleicht habe ich ihn die längste Zeit gehabt, er wird sich bald selbständig machen ... Und gern lasse ich ihn nicht laufen.“

Sie schweigt und zählt die Teller zum zweitenmal.

„Findest du nicht“, fragt Pfeifer und sieht, wie sie die Äpfel verteilt, „daß Friedrich in letzter Zeit etwas komisch geworden ist? Er guckt einem in die Augen, als sei etwas los ... Und fast glaube ich, unsere Lore ist auch seltsam geworden. Ob Lore und Friedrich ...“

## Ein Weihnachtslied

*Wintersonnenwende!  
Nacht ist nun zu Ende!  
Schenke, göttliches Gestirn,  
neu dein Herz an Tal und Firn!*

*O der teuren Brände!  
Hebet hoch die Hände!  
Lasset uns die Gute loben!  
Liebe, Liebe, dir da droben!*

*Wintersonnenwende!  
Nacht hat nun ein Ende!  
Tag hebt an, goldgoldner Tag,  
Blühn und Glühn und Lerchenschlag!*

*O du Schlummers Wende!  
O du Kummers Ende!*

Christian Morgenstern.

Lore tritt wieder ins Zimmer. Unten schrappt das Hoftor. Friedrich und Stephan kommen mit der Karre von Kundschaft zurück. Die große Leiter wird ans Haus gehängt, das Werkzeug abgeladen — dann wird es wieder still unten im Hof.

„Stephan will um zehn Uhr nach Hause fahren“, sagt Pfeifer. „Ist seine Wäsche zu rechtgelegt?“

Die Frauen hatten an alles gedacht. Um den Haushalt sollte er sich nicht kümmern ... „Hol die Jungen“, sagte seine Frau.

Er bleibt noch eine Weile vor dem Baum stehen, ehe er hinuntergeht. In der Werkstatt stehen die Gesellen um den Ofen herum, rücken aber sofort zusammen. „Laß mal“, sagt Pfeifer, klemmt sich dennoch in die entstandene Lücke; er hustelt auch. Jeder ist neugierig. Doch Pfeifer hat jetzt, wo nichts drängt, Zeit. Die Gesellen fühlen sich heute wohl bei diesem Schweigen. Und worauf sollen sie warten? Was heute kommen wird, erreicht sie von selbst, es scheint sogar schon da. Seht nur Fritz, der dicht an den Altgesellen und den Meister gelehnt steht, um durch die schmale Lücke etwas von dem molligwarmen Glutstrahl mit seinem Rücken aufzufangen.

„Macht doch das Licht aus“, sagt Pfeifer.

Fritz blickt an ihm hoch und dann an den Gesellen vorbei. Da keiner lächelt, geht er zur Tür und dreht den Schalter herum.

Aus dem plötzlichen Dunkel leckt der Ofenschein heraus, läßt die großköpfigen Schatten schwarz, macht aber jedes Teil in der Werkstatt lebendig. Pfeifer hustelt wieder, betrachtet dann aber nur seine Pantoffelspitze, setzt den Fuß wieder ab und blickt mit den anderen in die wirbelnden Schneeflocken draußen, die wie aus einem unsichtbaren Maul heraus gegen das Werkstattfenster gepustet werden.

Einmal ist etwas, und alle spitzen die Ohren. Die Meisterin ruft von oben, sie ruft ungeduldig. In der Werkstatt rührt sich keiner. Aber als sei das Schweigen Antwort genug, geht die Tür oben wieder zu.

Pfeifer hustelt.

„Na dann“, sagt er nachher und macht den Anfang. Im Flur hört er die hinter ihm her klappernden Schritte hinein und schwenkt zur Treppe herum. Und als er oben schon durch die offene Tür den brennenden Weihnachtsbaum erspähen kann, schrillt das Telefon.

„Der hat uns noch gefehlt —!“ sagt der Altgeselle hinter ihm.

„Geht schon rein“, sagt Pfeifer und läßt sie vorbeigehen. Hinter dem Jungen macht er die Tür zu, ehe er den Hörer nimmt.

„Wer war es?“ fragt der Altgeselle, als Pfeifer dann in die Stube tritt ... „Gewiß wieder der Schlampmeier von der Oststraße —!“

Pfeifer lächelt. „Nein“, sagt er und blickt zu seiner Frau hinüber. Sie verhält suchend in seinen Augen. Da wendet er sich zu dem Jungen. „Komm, wir wollen etwas zu trinken raufholen —!“

Im Keller bepackt er ihn mit einigen Flaschen Wein. „So, nun geh schon mal rauf“, sagt er, „ich komme gleich nach.“

Als oben die Tür zuschlägt, begibt Pfeifer sich rasch in die Werkstatt und macht den Lötkasten zurecht. Er klemmt ihn unter den Arm und tappt leise durch den Flur. An der Treppe verharret er einen Augenblick lauschend in die herunterdringenden Stimmen, öffnet vorsichtig die Haustür und stampft durch den fußhohen Schnee.



# Weihnachtserlebnis



## einer Vorgarten-Tanne

Vor einem hübschen Hause am Rande der Stadt stand eine winzig kleine Tanne. Sie war so zart und hilflos, daß man Mitleid mit ihr haben konnte. Aber sie wurde sorgsam gepflegt. Als sie größer wurde und mehr von der Welt sehen konnte, war sie manchmal etwas neidisch auf ihre Geschwister, die größer, zum Teil schon in voller Größe auf der anderen Seite in einem Waldstreifen standen. Die konnten schon so weit in die Welt sehen, und sie noch nicht einmal über den dummen Zaun. Als sie mit jedem Jahr größer wurde, überlegte sie manchmal, was mit ihr wohl geschehen würde. Sie hatte nun schon häufig gesehen, wie ihre Geschwister auf der anderen Straßenseite um die Weihnachtszeit abgeschlagen, auf einen Wagen gepackt und in die Stadt gefahren wurden. Nur sie stand noch immer einsam und verlassen da, um sie kümmerte sich niemand. Sie wollte auch so gern etwas erleben. Allerdings ging es ihren Geschwistern, die in die Stadt kamen, auch nicht besonders gut. Sie sahen wohl sehr viel Schönes und Interessantes, aber das war nur so lange, wie sie frisch und grün aussahen. Wenn ihr Nadelkleid gelb wurde, dann wurden sie zerschlagen und schließlich verbrannt.

Eines Tages sollte auch unsere kleine Tanne ihr Erlebnis haben. Kurz vor Weihnachten kam der Besitzer von Haus und Garten mit leuchtenden Augen zu unserer Tanne, besah sie zärtlich von allen Seiten und grub sie dann mit ihren Wurzeln aus. Ach, wie war unsere Tanne neugierig, was nun wohl kommen würde. Er trug sie ins Haus. Ihre Wurzeln wurden wieder in einen schönen großen Topf mit Erde gepflanzt. Dann kam

sie in ein hübsches großes Zimmer. Hier gefiel es unserer kleinen Tanne gut. So etwas hatte sie noch nie gesehen, und es roch so gut in dem Zimmer, und überhaupt im ganzen Haus. Nach Pfeffernüssen, Marzipan und Äpfeln. Ach, wie glänzte unsere Tanne, und wie stolz war sie, als sie nun geschmückt wurde. Vergoldete Nüsse, süßes Gebäck, glänzende Kugeln und zum Schluß noch eine ganze Menge Kerzen. Am Weihnachtsabend wurden viele schöne Geschenke für groß und klein auf dem Tisch unter ihren Zweigen ausgebreitet. Ach, wie strahlte unsere Tanne, als ihre vielen Kerzen leuchteten. Acht Tage sah sie in ihrem festlichen Kleid dem fröhlichen Treiben der Menschen zu. Dann bekam ihr die Luft im Zimmer nicht mehr. Sie hatte Atemnot, und sie sehnte sich nach ihrem alten Standort im Garten zurück. Sie dachte mit Grauen an das Schicksal ihrer Geschwister. Ob sie nun auch zerschlagen oder verbrannt würde? Wie zitterte sie, als ihr die festlichen Sachen abgenommen und vorsorglich verpackt wurden. Sie stand nun wieder in ihrem schlichten grünen Kleid da. Würde man nun? Aber nein! Der Mann, der sie in die Stube geholt hatte, nahm sie sorgfältig aus dem hübschen Topf und pflanzte sie wieder an dieselbe Stelle im Garten, an der sie vorher gestanden.

Als der Frühling kam, erzählte sie allen Vögeln ihr schönes Erlebnis. Nun brauchte unsere kleine Tanne auf ihre Geschwister gar nicht mehr neidisch zu sein. Sie konnte mitreden, denn sie hatte ja nun auch ein Erlebnis. Ein schönes Erlebnis, und sie hatte nicht dafür zu sterben brauchen wie ihre Geschwister.

Hilde Kober.

Fotos: dpa, Archiv

Das Ende der Stehengebliebenen nach dem Fest: Die Zweige ins Feuer und die Stangen für die Bohnen.





Könnt ihr euch irgendein Fest ohne Lieder und Musik vorstellen? Es gehört wohl zu jeder Hochstimmung seit ältesten Zeiten, daß die Menschen sie in Tönen ausdrücken, daß sie sich „Luft machen“ müssen vom einfachen Jubelruf bis zum kunstvollen Liedsatz. Und nun erst Weihnachten! Es gibt wohl keine Mutter, die nicht in dieser Zeit einmal mit ihren Kindern singt; jeder von uns hat das erfahren. „Ihr Kinderlein kommet“, „Christkindchen, komm in unser Haus“, „Alle Jahre wieder“, wir alle haben sie einmal gelernt, und in Schule und Jugendgruppe kamen dann andere hinzu, „O Tannenbaum“, „Vom Himmel hoch“, „Leise rieselt der Schnee“. Manche dieser Lieder sind zum festen Bestand der Familien geworden; überall, wo Deutsche leben, singen sie zu Weihnachten „Stille Nacht“ und „O du fröhliche“. Darüber sind wiederum andere, die aus der Landschaft gewachsen waren, in Vergessenheit geraten. Sehr zu Unrecht, denn es gibt besonders schöne unter ihnen, die vor allem von der Jugendbewegung wieder ans Licht gezogen wurden, „Lieb' Nachtigall, wach auf“, „Vom Himmel hoch o Englein kommt“, „Es blühen die Maien bei kalter Winterszeit“. Dazu gehören auch die vielen Hirtenlieder aus den alten alpenländischen Krippenspielen. In den Singkreisen und Jugendgruppen werden sie

heute wieder gepflegt und kehren so allmählich auch in die Familien zurück, in denen sie einst heimisch waren. Mit den neuen Liedern geht es ähnlich, es gibt viele, die sich von der Sentimentalität des vergangenen Jahrhunderts, die uns „altmodisch“ vorkommt, gelöst haben und wie die alten Lieder, die wirklich aus dem echten Volksempfinden gewachsen waren, von ehrlichem, innigem Gefühl erfüllt sind. Wer aber ein Instrument spielt, möchte natürlich gern auch damit zur Erhöhung der Festfreude beitragen; Flöte, Geige, Laute werden ja schon im Weihnachtslied genannt, sie werden also gut in den Rahmen passen. Wir haben heute wieder Musikverlage, die sich mit der Herausgabe von guter Lied- und Instrumentalmusik befassen, vor allem sind es der Bärenreiter-Verlag in Kassel, der Möseler-Verlag in Wolfenbüttel und der Tonger-Verlag in Köln. In ihren Verzeichnissen findet ihr alte und neue Weisen für jeden Schwierigkeitsgrad. Habt nur ein wenig Mut, die neuen und die alten wiederentdeckten Lieder und Musikstücke auch nach Hause mitzubringen; wie sie euch in der Schule oder in der Gruppe Freude machen, so werden sie auch der häuslichen Gemeinschaft gefallen und mithelfen, ein recht deutsches Weihnachtsfest zu feiern.

H. L. Cremer



Auch in den Neuyorker Straßen stellt man in der Weihnachtszeit Christbäume auf. Sie sind „Wolkenkratzer“ unter ihren Artgenossen und halten sich an die Maße ihrer Umgebung. So erreicht der abgebildete Weihnachtsbaum, der auf dem Rockefeller-Plaza errichtet wird, die stattliche Höhe von fast 25 Meter. 50 Liter Farbe wurden verbraucht, um ihn mit einem Schneekleid zu bedecken. Hunderte von Lichtern werden angezündet, um bei den Passanten Weihnachtsstimmung hervorzurufen.

## ... UND ANDERSWO

„Nein, hast du wirklich gedacht, alle Völker feierten Weihnachten so wie wir?“ Gisela ist ganz erstaunt, daß ihre Meinung angezweifelt wird, ein wenig zögernd bittet sie: „Dann erzähl' doch mal!“

„In unseren Nachbarländern Holland und Belgien bringt der Nikolaus die Geschenke. »Sinte Niklaas, den nobelen Baas«, wirft sie gar durch den Schornstein, wo es noch einen offenen Kamin gibt. Die französischen Kinder stellen ihre Schuhe an den Ofen, damit der Nikolaus sie füllt. Lebkuchenreiter und Printenmänner gibt es da wie bei uns. In den skandinavischen Ländern ist die Julzeit die lustigste Zeit des Jahres, und vom Julklapp habt ihr sicher auch schon gehört. Dabei wickelt man die Geschenke in unzählige Hüllen, Schachteln und Papier und wirft sie dann geheimnisvoll mit tüchtigem Klappen, d. h. Klopfen, ins Zimmer. Die schwedische Luziabraut habt ihr wohl auch schon auf einem Bild gesehen. Es ist gewöhnlich die älteste Tochter des Hauses, die den Tannenzweig mit den Kerzen auf dem Kopfe trägt und am Luziatag früh als erste den Kaffee bringt.“

In Italien und auch in Spanien gibt's an Weihnachten fröhliches Straßentreiben, bei dem sich die Leute wie bei uns zu Fastnacht mit Papierschlängen und Konfetti bewerfen.“

„Seltsam“, meint Gisela, „wie geht's denn

in England? Und in Amerika? Und in den anderen Erdteilen?“

„Holla, ein bißchen viel auf einmal! Also hübsch der Reihe nach. In England gehen die Menschen auch auf die Straßen und tollen in ausgelassener Fröhlichkeit umher; richtige Festessen gibt's auch mit Truthahn und Plumpudding. Auf dem Lande hat sich allerdings mancher Brauch erhalten, der dem unseren ähnlich ist, z. B. die Kinder, die als carol-singer umherziehen, die alten Christmas-Carols singen und Gaben für die Armen sammeln. Die Stuben werden mit Stechpalmen geschmückt, und über einem Türrahmen hängt der Mistelzweig, unter dem sich die Paare küssen dürfen.“

„Und kein Lichterbaum?“

„Nein, dafür haben sie ja die anderen immergrünen Zweige. Aber nun denkt mal an die Länder, wo es gar keine Tannenbäume gibt und wo es Weihnachten so heiß ist, daß die Kerzen schmelzen würden! In Südamerika kann man Weihnachten ins Strandbad gehen, und das tun die Leute in Rio auch. Nur die Deutschen haben wohl Sehnsucht nach dem heimatischen Tannenbaum und stecken als Ersatz Lichter auf ein Araukarienbäumchen. Von Australien erzählte mal einer, er habe sich eine Eukalyptusstaude als Weihnachtsbaum aufgeputzt; aber da passierte etwas Schreckliches: er hatte es mit Zucker bestreut, und da kam ein Heer von schwarzen Ameisen, fraß das

Bäumchen mit Stumpf und Stiel auf, und der Mann mußte schleunigst flüchten, sonst hätten sie ihn auch noch erwischt.“

„Na, so was! Da bin ich doch mehr für unser liebes, altes, gutes deutsches Weihnachten!“

„Natürlich, das sollst du auch. Aber andere Länder — andere Sitten, auch zu Weihnachten. Hauptsache ist doch: alle Völker der Erde freuen sich der Geburt des Christkinds, ein jedes auf seine Art.“

Foto: dpa, W. Dick



# Rummel um den Weihnachtsmann

Wenn der Winter in den Dezembertagen mit Frost und Schnee seine Herrschaft antrat, begann die Zeit der Weihnachtsmärkte.

Dort, wo die hohen, reich verzierten Häuser der alten Patrizierfamilien einen großen Raum gelassen hatten, wo im Sommer der Marktbrunnen rauschte, entstand eine kleine Stadt von Buden und Ständen. Allerlei schöne Gerüche zogen darüber weg. Gebrannte Mandeln mischten sich mit dem Geruch der gebratenen Kastanien, und alles ergänzend waren die Rufe der Aussteller zu hören, die ihre Waren anpriesen. Lebzelten, Kinderspielzeug, Weihnachtsflitterkram, aber auch Äpfel und Nüsse konnte man hier kaufen. Über allem lag die vorweihnachtliche Stimmung, dieses Freuen auf das schöne Familienfest der Liebe. — Das war damals!

Die Städte sind größer geworden. Die alten Häuser liegen in Trümmer. Dazwischen sind die Geschäftslokale wie Pilze aus dem Boden geschossen. Um die Vorweihnachtszeit zu kennzeichnen, werden Tannenbäume, Tannenkränze mit elektrischen Lichtern an den Fassaden angebracht. Und die Weihnachtsmärkte? In großen Sälen und Hallen sind die Verkaufsstände aufgebaut. Ohrenbetäubender Lärm schallt dem Eintretenden entgegen. Lautsprechermusik mit den alten Weihnachtsliedern schon drei Wochen vorher. Umsatz heißt heute der Sinn des Weihnachtsmarktes, und die Freude über die kommenden Festtage wird in der Geschäftswelt nach der Höhe des Gewinns gemessen. Dafür sind alle Mittel recht. Reklamemittel sind die vielen Weihnachtsmänner aus Holz, Pappe oder auch lebend. Die christliche Legende um den hl. Nikolaus wird zum Re-

Foto: D. Storp, Holzschnitt: W. Pöhls

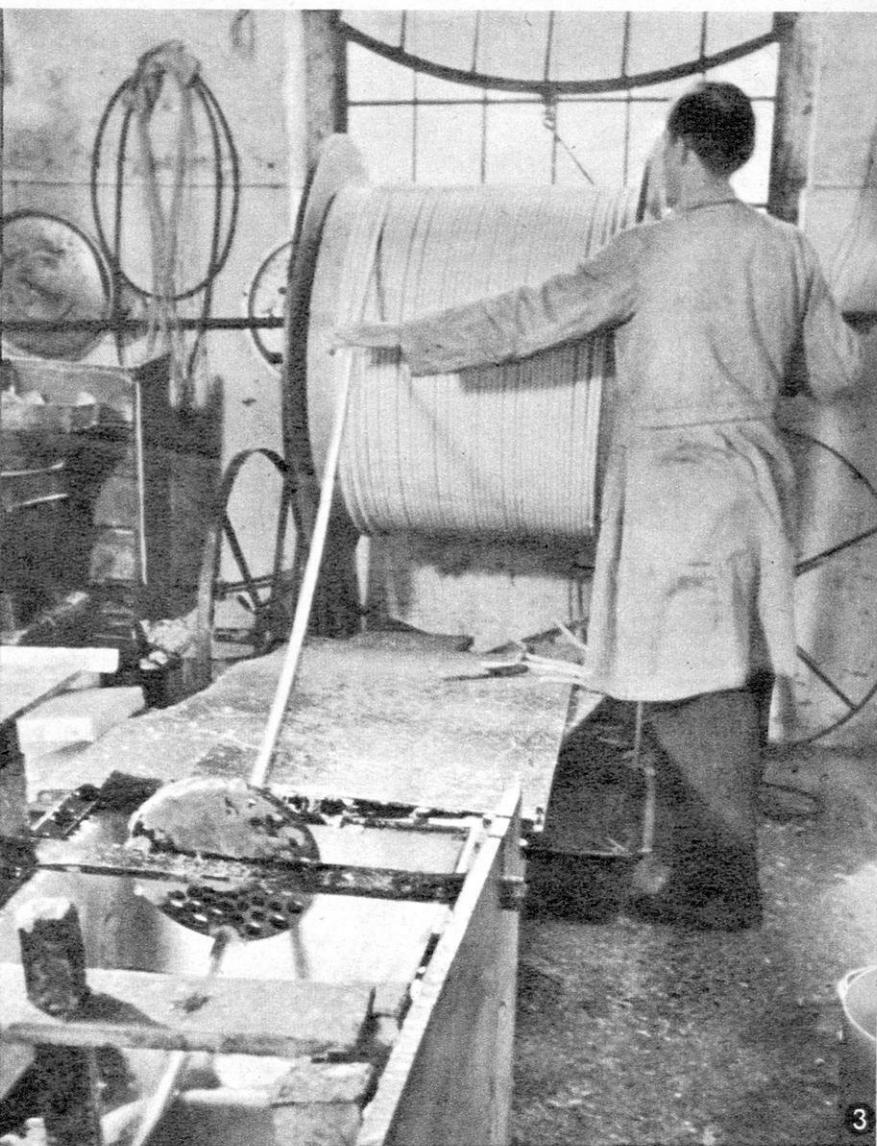
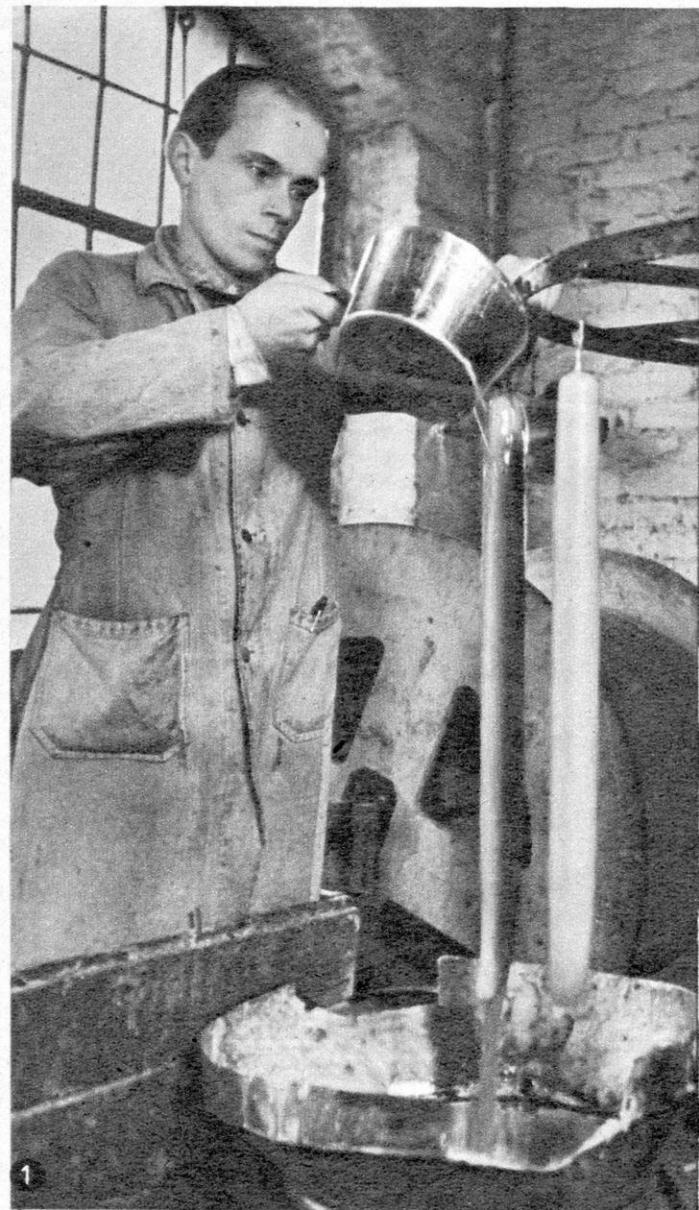


klamerummel für eine geschäftstüchtige Welt benutzt. Die Krönung des Ganzen aber ist ein „Christkind“, das im weißen Gewand und Kronreif Wunschzettel an die kleinen Besucher eines großen Warenhauses verteilt. Amerikanisierung der Gefühle!

Wer denkt heute noch an die wahre Bedeutung dieses Festes? Etwa die Schaffenden, denen mit kargem Lohn es schwer genug fällt, den Kindern eine kleine Freude zu bereiten? Ja, sie vielleicht. Sie wissen, wie nötig die Liebe in unserer Zeit ist. Oder die, welche die hohen Preise verantworten, um recht viel Gewinn zu erzielen? Ihr „frohes Weihnachten“ ist verbunden mit dem Händereiben des guten Geschäfts. Vielleicht gar die, welche dem Schaffenden einen auskömmlichen Lohn verwehren, ihn aus der Mitbestimmung und Mitverantwortung der Wirtschaft heraushalten, alles nur um der Rentabilität willen? Sie feiern Weihnachten heute bereits wieder mit hohen Weihnachtsbäumen und elektrischen Kerzen, mit beladenen Geschenktischen, einem feudalen Essen, das alles gehört eben dazu. Dabei denken sie nicht an die, welche das Weihnachtsfest unter anderen Umständen „feiern“ müssen. Es rührt sie nicht, wenn beim traditionsgemäßen Besuch der Christmette von denen gesprochen wird, die der Erde Frieden geben können, wenn „sie guten Willens sind“!

Weihnachtsmärkte, Weihnachtsmänner — Rummel einer Zeit, in der aus Geschäftstüchtigkeit vergessen wird, daß das Weihnachtsfest nicht die „Saison des Schenkens“ ist, sondern das Fest der Liebe und des Friedens.

W. B.



# Wachs- zieher

**Bald** werden wieder an den Weihnachtsbäumen in Stadt und Land die Kerzen brennen und mit ihrem milden Schein erst die richtige Weihnachtsstimmung schaffen im Heim, sei es arm oder sei es reich, in der Villa, in der Dachkammer oder im Keller. Wenn sie dann still verbrennen, ist es auch Zeit, einmal an ihre Entstehung zu denken.

Wir waren in einer solchen „Kerzenfabrik“. Während für gewöhnlich billige Haushaltskerzen aus Paraffin maschinell gegossen werden, werden gute Kerzen auch heute noch größtenteils handwerklich hergestellt. „Es ist ein altes Handwerk, das viele meiner Vorfahren und heute viele Verwandte noch ausüben“, erzählt der Wachskieher. Er ist Meister seines Handwerks, und sein Beruf ist ein anerkannter Lehrberuf.

Man kann schnell herausfinden, ob die Kerzen gegossen oder gezogen sind. Während zu den billigen Kerzen meist Paraffin und andere synthetische Wachse verwandt werden, sind die gezogenen Kerzen immer aus hochwertigen Rohstoffen hergestellt. Laufende Importe ausländischer Fette, aber vor allem wieder deutsche Wachse, darunter seit der Währungsreform auch echtes Bienenwachs, sind das Ausgangsmaterial echter Kerzen, die ruhig und ohne zu tropfen herunterbrennen.

Es gibt bei der Herstellung kein Geheimnis. Das Wachs wird in der Wanne erhitzt. Auf einer Trommel ist der Docht aufgerollt und wird dann durch die Wanne und durch eine

Fotos: Walter Dick



1. Älteste Kerzenfertigung ist das Gießen. Nur besondere Kerzen werden so noch hergestellt: Schicht auf Schicht wird „übergossen“.
2. Farbige Kerzen werden nach dem Ziehen und Zuschneiden noch glasiert, d. h. man „tunkt“ sie noch einmal in flüssiges Farbwachs.
3. Blick in die Werkstatt des Wachsziehers. Wie zu Großvaters Zeiten wird hier mit der Wanne, Lochscheibe und Trommel gearbeitet.
4. Bevor die Kerzen auf die richtige Länge geschnitten, müssen sie „angespitzt“ werden. Viele Betriebe besorgen das heute maschinell.
5. Rasch muß geschnitten werden, damit sich der Docht nicht zieht. Ein scharfes Messer ist ein unentbehrliches Hilfsmittel dazu.
6. Ein angenehmer Duft zieht durch den Raum. Die Licht- und Schattenwirkung des Kerzenlichtes verleiht allen Gegenständen Leben.

Lochscheibe auf eine zweite Trommel „gezogen“. Wohl 70- bis 80mal wird er durch die Wanne mit dem flüssigen Wachs und durch ein immer größer werdendes Loch in der Lochscheibe gezogen, bis er die notwendige Dicke erreicht hat. Richtiger Wärmegrad und auch ein richtiger Zusatz an Hartwachsen sind das „ganze“ Geheimnis. Zuletzt wird der Wachsdraht von der Trommel abgerollt und in Stücke geschnitten. Ein warmes Wasserbad sorgt dafür, daß die Wachsstangen geschmeidig bleiben. Flinke Mädchenhände „rollen“ die Spitzen mit dem Dochtende aus, schneiden sie auf richtige Länge und verpacken sie in kleine Kartons. Sollen die Kerzen aber bunt werden, so wird im flüssigen Wachs Anilinfarbe aufgelöst. Nach dem Ziehen oder Gießen erhalten die bunten Lichte dann noch eine Glasierung in derselben Farbe, indem sie noch einmal in flüssiges Wachs „getunkt“ werden. So werden auch die Adventkerzen hergestellt.

Jetzt in den Adventwochen ist besonders viel los. Zwar sind Weihnachtskerzen schon viele Wochen vorher in Vorrat gemacht worden, aber Adventkerzen aller Sorten, große und kleine, dicke und dünne, Kirchenkerzen, Schmuckkerzen für Leuchter werden immer gebraucht. Besonders stolz ist der Meister auf seine Zierkerzen. Blätter, Sterne oder kleine Glocken aus Wachs werden auf die Kerzen aufgelegt und lassen dem Wachshandwerker viele Möglichkeiten zu einem künstlerischen Schaffen auf. w. B.





## IMMER NUR GRAUER ALLTAG?

Die meisten Menschen in meiner Umgebung beklagen sich bitter über ihr Leben: „Kein Geld hat man, und dabei müßte man soviel Neues anschaffen! Man kann doch nicht einen Schlüpfer oder ein Paar Strümpfe zwölf Jahre lang tragen! Und dazu hetzt man von früh bis spät und kommt selbst sonntags kaum noch zum Spaziergehen, weil soviel Arbeit von der Woche her liegengeblieben ist!“ Kurz, die Leute sind unzufrieden, werden mit der Zeit verbittert, die Hausfrau lacht nicht mehr, der Mann, der trotz schwerer Arbeit nicht genug Geld nach Hause bringt, findet bei den Seinen nur Vorwürfe. Weil auch er keinen Ausweg aus dieser Lage sieht, schweigt er gekränkt oder poltert seinen Zorn heraus. Die erwachsenen Kinder werden mehr und mehr den Eltern entfremdet, sie hassen die gedrückte häusliche Atmosphäre und suchen oft auf Tanzböden oder in Gaststätten zweifelhaftes Fröhlichkeit.

Was tun?

Soll man zu der Hausfrau gehen und ihr sagen, sie müsse Verständnis für ihren Mann und seine Arbeit haben und sich bemühen, ein freundliches Gesicht zu machen, wenn er heimkommt? Nun, der Rat ist gut, aber ist es nicht zuviel verlangt von einer Frau, die abends meist auch zum Umfallen müde ist, die sich abgemüht hat, für das wenige Haushaltgeld ein sättigendes Essen zu bereiten, die immer wieder von neuem den Kampf mit der zerrissenen Bettwäsche und den alten Kleidungsstücken aufnehmen und ständig den verlockenden Läden auch innerlich Trotz bieten muß? Denn, haben wir uns schon einmal klargemacht, was es bedeutet, ein Leben zu führen, das keine Höhepunkte mehr hat? Wenn ein Tag verläuft wie der andere, voller Arbeit und Ärger, und wenn höchstens noch ein Sonntagskuchen dich freudiger aus dem Bett hüpfen läßt? Abgesehen von der rein körperlichen Anstrengung eines solchen Lebens sind die seelischen Schäden bedeutsam: Man wird mißmutig, reizbar, schimpft bei kleinen Anlässen überstark los, bekommt angesichts der neuen Schuhe anderer Leute Minderwertigkeitsgefühle und geht am liebsten gar nicht mehr auf die Straße, „weil man nichts anzuziehen hat“. Man fühlt sich vom Schicksal ungerecht behandelt und sucht grüblerisch nach Gründen für das eigene miserable Leben. Schließlich ist man so weit, daß einen die Fliege an der Wand ärgert und man nicht mehr ein noch aus mit sich und seiner Stimmung weiß.

Hier wüßte ich nun einen kleinen Rat: Ladet eure Freunde ein! Das lenkt ab und stimmt froh!

Ihr lacht und seht mich ungläubig an! Aber stellt euch nur einmal vor:

Der Arbeiter Schmitz und seine Frau haben für den Abend gute Freunde eingeladen. Am Morgen dieses Tages ist Frau Schmitz in froher Arbeitsstimmung. Sie hat sich ausgerechnet, daß es zu einem einfachen Streuselkuchen und Malzkaffee reichen wird. Diesem sehr einfachen Kaffeetisch will sie zum Ausgleich einen festlichen Rahmen geben, sie holt Asten aus dem Gärtchen, legt ein sauberes Tischtuch auf und putzt das Zimmer so, daß alles blitzt. Dem Mann legt sie ein sauberes Hemd hin und bügelt seine einzige Hose. Sie selbst garniert ihr altes dunkles Kleid mit einer weißen Spitze, die sie im Lumpenkoffer gefunden hat, und findet

## Völkerverständigung

Müde schleppt sich die alte Frau vorwärts. Die Last auf dem kleinen Wägelchen ist eigentlich zu schwer für sie. In ihrem Garten, weit draußen vor der Stadt, verbrachte sie den ganzen Tag. Jetzt ist's schon spät, später als sie beabsichtigte; aber sie ist alt, da brauchte sie etwas länger für den recht beschwerlichen Weg. Doch gleich ist sie an der Straßenbahnhaltestelle, dann geht es schneller vorwärts, in kurzer Zeit kann sie zu Hause sein.

In der Ferne dröhnt schon die Bahn. Sie wird es doch noch schaffen? O Gott, was soll nur werden, wenn sie die Haltestelle nicht rechtzeitig erreicht? Während sie um die Ecke biegt, hält die Straßenbahn. Mit müder, verzweifelter Geste winkt sie. Der Schaffner in der Bahn sieht sie und wartet. Zwei Jugendliche stehen auf der Plattform und sehen interessiert zu, wie die alte Frau sich anstrengt und ihren Wagen die Straße hochzieht.

„Die Alte soll sich beeilen.“

„Sag nur, die will hier mitfahren, soll mit ihrem Karren nächstens früher kommen!“ Ein dunkelhäutiger Soldat kommt aus der Ecke, in der er lehnte und sieht die Frau herankommen. Eh man recht begriffen, ist er draußen; faßt den kleinen Rollwagen mit beiden Armen und wuchtet ihn in die Straßenbahn. Die beiden Jünglinge lächeln spöttisch und wenden sich ihrem Gespräch zu.

Schwer atmend lehnt die Frau an der Tür. Sie nestelt an ihrer Tasche und löst den Fahrschein. Nach einiger Zeit macht sie sich an ihrem Gefährt zu schaffen, holt einen dicken roten Apfel hervor und reicht ihn dem Soldaten hin.

Der dreht sich um, lacht verlegen und stottert: „Oh, oh, I thank ... danke, thanks ...!“

Gleich beißt er kräftig in den Apfel und schmeckt den würzigen Geschmack der Frucht. Der zweite Apfel scheint ihm des Dankes zu viel für die Selbstverständlichkeit eben; doch wortlos hält ihm die Alte den Apfel entgegen, bis er ihn nimmt und in der Tasche birgt, diesmal still und ernst.

Völkerfreundschaft, Völkerverständigung! Wer von den beiden Menschen, die sich eine Freude machten, dachte an solch ein Wort? Wohl niemand, das war selbstverständlich. Der fremde Soldat mag an seine Mutter zu Hause gedacht haben, die alte Mutter an ihren Sohn, der irgendwo mit seinem Blut die kalte Erde tränkte.

Sie demonstrierten — ungewollt — was die Welt braucht, gegenseitige Hilfe und Freundschaft. O. Brehler

sich neu und verjüngt. Maria, Lehrmädchen in einem Lebensmittelgeschäft, bringt noch eine Tüte Apfel mit, und als Familie Schmitz gerade fertig ist, kommen die Gäste.

Freund Paul hat seine Harmonika mit, und als sie fertig sind mit Kaffeetrinken (den Kuchen fanden sie alle köstlich, und Frau Schmitz strahlt!), singen sie alte Volkslieder. Sohn Fritz rümpft zwar erst die Nase, denn er ist auf die „Maria aus Bahia“ eingeschworen, aber auch ihn packt diese trauliche Stimmung. Jeder hat etwas Interessantes zu erzählen, und sie finden vor Mitternacht kein Ende. Als die Freunde fort sind, sieht Vater Schmitz seine Frau an und meint: „Das hast du aber gut gemacht heute, Mutter!“ Doch die winkt verschämt und glücklich lächelnd ab: „Du hattest doch den Gedanken, sie einzuladen.“ Die Kinder aber finden wieder leichter zu den Eltern. Ihr meint, das sei ja ein sehr einfaches Mittel —, wenn es so ist, wird es hoffentlich oft angewandt! Jetzt bei den Weihnachts- und Neujahrsfeiertagen wäre die beste Gelegenheit, es einmal zu versuchen. E. Wettig

### Und auf einmal steht es neben dir

*Und auf einmal merkst du äußerlich:  
wieviel Kummer zu dir kam,  
wieviel Freundschaft leise von dir wich,  
alles Lachen von dir nahm.*

*Fragst verwundert in die Tage,  
doch die Tage hallen leer.  
Dann verkümmert deine Klage ...  
du fragst niemanden mehr.*

*Lernst es endlich, dich zu fügen,  
von den Sorgen gezähmt.  
Willst dich selber nicht belügen  
und erstickst es, was dich grämt.*

*Sinnlos, arm erscheint das Leben dir,  
längst zu lange ausgedehnt. —  
Und auf einmal —: steht es neben dir,  
an dich angelehnt — —*

Was?

*Das, was du so lang ersehnt.*

Joachim Ringelnat

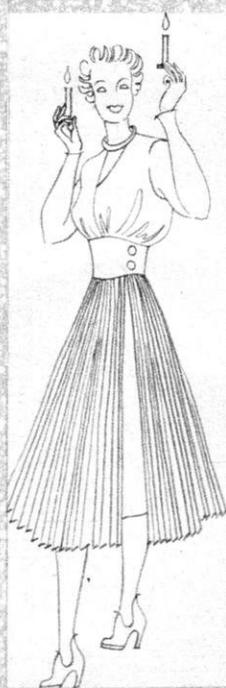
# Pariser Einfälle...



Rüschenbesetzte weiße Blusen zu langen schwarzen Röcken wirken elegant und festlich.



Unser gutes, aber etwas unmodernes Kleid wurde mit wenigen Mitteln zu einem feschem, luftigen Abendkleid.



Ein übergeknöpfter plisierter Rock verwandelt unser schlichtes Tageskleid in ein elegantes Nachmittagskleid.

Der Wunsch nach Licht, Wärme und festlichem Glanz war es wohl, der die Menschen dazu brachte, in der dunkelsten und kältesten Zeit des Jahres ihre schönsten und strahlendsten Feste zu feiern. Weihnachten, dem Fest des „Friedens auf Erden“ mit seinem Lichterglanz, folgen Silvester und Neujahr, das nach altem Brauch mit einem übermütigen „Prost“ begonnen wird. Verlobungsfeiern, Tanzstundenbälle, Vereinsfeste und Karnevalstreiben, Theaterbesuche und Konzerte schließen sich in bunter Folge dem Reigen der Freude an.

Zu einem solchen rechten Fest muß man natürlich auch ein richtiges Festkleid haben, so eines, in dem man einmal ganz besonders hübsch aussieht. Aber kaum eine der jungen Kolleginnen kann sich für ein paar festliche Gelegenheiten ein besonderes Kleid oder gar ein richtiges Abendkleid leisten, welches dann in der Folge ein ganzes Jahr im Schrank hängt und im nächsten Jahr unmodern ist. Wir sollten aber trotzdem den Kopf nicht hängen lassen und nun auf Festen im ausgewachsenen Sonntagskleidchen das Mauerblümchen spielen. Die Heldin aus Margaret Mitchells weltbekanntem Roman „Vom Winde verweht“ schneiderte sich nach Krieg und Verwüstung in größter Armut aus einer Gardine ein Ballkleid, darin sie den Mann ihres Herzens eroberte. Wir nehmen natürlich nicht die Gardinen ab, denn wir sind ja froh, daß sie eben wieder an den Fenstern hängen, aber wir sollten genau wie Scarlett O'Hara unsere Phantasie zu Hilfe rufen, wenn das Geld nicht reicht. Neuerdings trägt man in Paris als Abendkleider elegante, rüschenbesetzte weiße Blusen zu langen schwarzen Röcken. Unsere weiße Waschseidenbluse muß also daran glauben, und wir kräuseln um Kragen und Ärmel reichlich duftige weiße oder auch schwarze Spitze oder Tüllstoff, binden ein schmales schwarzes Samtbändchen vor und setzen an Stelle der praktischen Knöpfe kleine blitzende Glasknöpfchen. Dazu schneiden wir aus leichtem schwarzen Wollstoff einen langen Rock mit Miederansatz. Später, wenn die Feste verrauscht sind, kürzen wir den Rock auf Tageslänge, und der abfallende Stoff ergibt ein ellbogenlanges Cape. Dieses Cape ist eine hübsche Ergänzung zu Rock und Bluse.

Kurze fußfreie Abendkleider in der sogenannten Ballettlänge erfreuen sich neuerdings großer Beliebtheit in Paris.

Wie wäre es, wenn wir unser bisheriges gutes, aber ein wenig braves Kleid einmal daraufhin ansähen, ob es nicht durch einen abnehmbaren weiten Überzieherock aus duftigem Tüll- oder Spitzenstoff in der gleichen Farbe zu einem Abendkleid in moderner Weite und Länge umgestaltet werden kann? Natürlich geht das, und es sieht besonders nett aus, wenn wir das Oberteil vorn tief ausschneiden und die Ärmel ganz kurz halten. Vielleicht schenkt uns jemand zu Weihnachten eine moderne gold- oder kupferblanke Schmuckgarnitur dazu, die dann

unser kleines Abendkleid „ganz groß“ macht. Hellblonde Mädchen mit zarter Pfirsichhaut binden sich nur ein schmales schwarzes Samtbändchen mit Schleife um Hals und Handgelenk, und sie werden noch zarter und blonder aussehen. Ein jeder hat seine Honigseite, und die sollte man herausstreichen. Das ist eine von den vielen Künsten der Pariserin, die wir uns absehen dürfen.

Theater und Konzerte verlangen zwar kein Abendkleid, aber in Rock und Pullover sollte man heute doch nicht mehr hingehen. Ein ganz schlichtes Tageskleid aus leichtem Stoff mit geradem und vielleicht sogar etwas zu kurzem Rock kann man mit einem Handgriff zu einem eleganten Nachmittagskleid umknöpfen. An einen hohen, mit Steifleinen gefütterten Miederansatz, der seitlich geknöpft wird, setzen wir einen sonnenplisierter Rock in normaler Länge (35 cm vom Boden) an, den wir seitlich offen lassen. Zu einem einfarbigen Kleid kombinieren wir einen Stoff, der die gleiche Grundfarbe zeigt, aber ein winzig kleines Musterchen hat. Ist aber das Kleid gemustert, so kombinieren wir es mit einfarbigem Stoff im gleichen Grundton. Diesen Rock können wir später seitlich zunähen und Blusen, Pullover, Westen und Jacken dazu tragen.

Überfallende Rockteile in ungleicher Länge sind ebenfalls eine Pariser Modeneuheit. Aus unserem einfachen neuen Wollkleid mit Schalragen und geradem langem Rock machen wir im Handumdrehen ein sehr anspruchsvolles modisches Nachmittagskleid, indem wir einen kurzen glockigen Überfallrock in ungleicher Länge mit Miederansatz darüberknöpfen. Zum dünnen Wollstoff des Kleides sieht der modische Taftmoiré in gleichem Grundton sehr gut aus. Den Schalragen belegen wir mit dem gleichen Material, woraus auch der Überfallrock gearbeitet ist. Abgefütterter Samt ist ebenfalls ein feines Ergänzungsmaterial, besonders zu etwas schwererem Wollstoff.

Goldknöpfe mit und ohne blitzende Steinchen, Schnallen, Nägelchen und Troddeln, Phantasieornamente zum Anstecken und als Klipp, alles schimmernd, kupfrig und goldglänzend, anzusehen wie ein Schatz aus Tausendundeiner Nacht, bescherte uns in diesem Jahr ebenfalls Paris.

Hier bieten sich viele Möglichkeiten, einem älteren Kleid neuen Glanz im wahrsten Sinne des Wortes zu verleihen. Denken wir dabei nur einmal daran, wie hübsch man mit den kleinen Goldnägeln Taschen und Gürtel verzieren kann. Zwei Reihen Goldknöpfe aber geben unserem zweireihig durchgeknöpften braunen Tageskleid, welches wir durch eine duftige elfenbeinfarbene Garnitur belebten, ein neues festliches Gesicht.

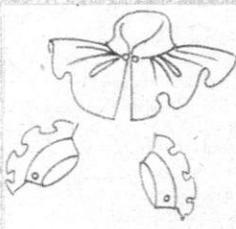
Zuletzt aber sollten wir bedenken, daß auch dem größten Pariser Abendkleid kein Erfolg beschieden ist, wenn es ohne Scharm getragen wird. Scharm aber ist etwas, was niemand mit Geld bezahlen kann.



Überfallende Rockteile in ungleicher Länge sind ebenfalls eine beliebte Modeneuheit.



Goldknöpfe, blitzende Steinchen, Troddeln und Phantasieornamente geben einem älteren Kleid neuen Glanz.



## ... und kleine Geldbeutel

Text und Zeichnung: Anny Ruffing.

# Das Wehen himmlischer Flügel



„Komm, hör auf zu suchen“, sagte mein Bruder, „wir müssen los.“ Ich hatte in einem Haufen alter Bücher herumgesehen, der in dem Schuppen lag. Sie waren zerrissen, ohne Deckel, von manchen fehlte ein Teil. Eines Tages würden sie in die Papiermühle gebracht werden. Doch für mich waren sie Schätze ohnegleichen. Mein Hunger war erwacht.

Ich hatte neben dem großen Haufen einen kleineren aufgeschichtet. „Hast du etwas gefunden?“ fragte mein Bruder. Er hatte aus dem Laden die Journale geholt, die er für eine Buchhandlung ausfuhr, und manchmal, wenn ich Zeit und Lust hatte, zog ich mit ihm durch die Stadt von Haus zu Haus, bis an den Rand der Siedlungen, und zuweilen bekam ich in besseren Häusern etwas, ein paar Äpfel oder ein Stück Brot. Jetzt streckten sich die Hände leichter aus. Jetzt war Weihnachten, und ich war jedesmal dabei.

„Hast du etwas gefunden?“ sagte mein Bruder. — „Ja“, antwortete ich, „hier.“ — „Du bist verrückt“, sagte er. Ich las. Ich verzehrte die Welt in einem maßlosen Hunger, dem jede Speise bekam. Mein Bruder brauchte die Bücher nicht; er hatte ein Mädchen.

„Das geht nicht“, sagte er, „das ist zuviel. Eins kannst du mitnehmen. Geh an die Tür, und sieh nach, ob jemand kommt.“ Ich ging an die Tür und sah hinaus, und mein Bruder packte die Bücher in den Wagen.

„Wir müssen los.“ Wir schoben den rotbraunen Wagen, auf dem der Name der Buchhandlung stand, durch die Stadt. Wenn es abwärts ging, hob uns der Wagen in die Luft, und wir schwebten über der Straße dahin. Wir brachten die Welt in die Häuser, wir verteilten Glanz und Finsternis,

Schiffstauen und Brückeneinsturz, Überschwemmungen und Hochzeiten von Königen, Naturwunder: die Welt; und hier und da dankte uns jemand für die Gaben, die wir brachten, mit einer kleinen Freundlichkeit.

„Bring das hinauf“, sagte mein Bruder, „zu Kühnemann, Nummer dreiundzwanzig, zwei Treppen. Ich gehe in sechsundzwanzig.“ Ich nahm die Journale und stieg durch die Stille des Hauses empor. Alle Häuser waren anders als das Haus, in dem wir wohnten. Unser Haus war eine Burg der Armut. Man war auserwählt dafür, wenn man ganz unten angekommen war. Für sie, die in der Tiefe nach ihrem Brot suchten wie der Taucher nach Perlen, für sie hielt sich das Haus noch mühsam aufrecht. Es zitterte von Leben. Doch diese Häuser waren still, und der Schritt auf den Läufertreppen hinauf wurde leise. Ich klingelte, und jemand machte auf. „Guten Tag“, sagte ich, „die neuen Journale“, und ich fügte hinzu: „Fröhliche Weihnachten!“ Mein Bruder meinte, das sei ein Zauberwort. Ich sagte es mit heller Stimme, und die Frau sah mich lächelnd an. Sie nahm mir die Hefte ab und antwortete: „Warte einen Augenblick.“ Sie ging in die Wohnung zurück, und ich trat in die Tür und sah hinein. Hirschgeweihe und Jagdbilder hingen an der Wand. Dann ging drinnen eine Tür wieder auf, ich trat zurück, die Frau kam und gab mir eine Tüte. „Eine Kleinigkeit für dich“, sagte sie. „Es ist ja bald Weihnachten.“ Ich dankte und flog die Treppe hinab. Unten an der Tür machte ich die Tüte auf und dankte noch einmal. Es hatte sich gelohnt; drei Äpfel, ein paar Pfefferkuchen mit einem Bonbon in der Mitte. Strahlend ging ich zu meinem Bruder zurück. „Hast du etwas?“ fragte er. „Das ist für zu Hause, das sind Äpfel für den Baum.“ Und wir verteilten die Welt und empfingen hier und da ihre Freundlichkeit. Über uns wanderten die Stürme der Zeit. Aber wir waren sehr klein in der Tiefe und wurden von ihnen nicht berührt und dankten für zwei Äpfel, die man uns gab. Langsam zogen wir unsere Spur durch die Stadt, weit hinaus, bis dorthin, wo die Dämmerung uns mit lautlosen Schritten entgegenkam, und die Lichter entfernter Häuser, die in den Feldern lagen, waren ihr Schmuck oder ihre Augen.

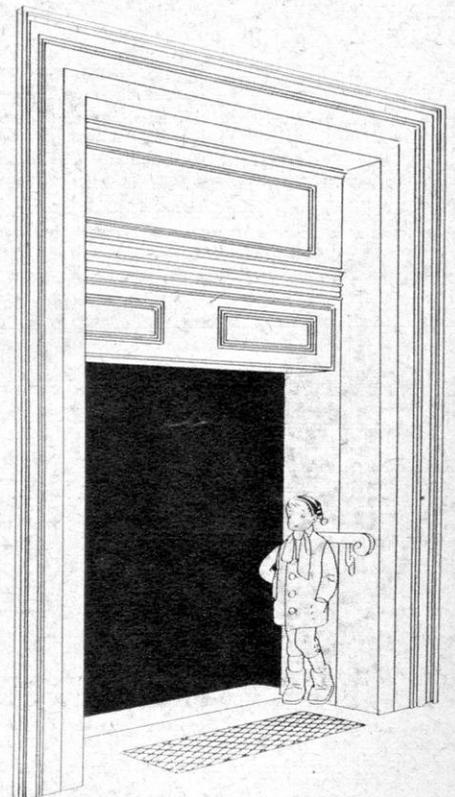
Wir hielten dann vor einem mächtigen Gebäude, das wie eine Mauer die Dämmerung von ihrem Marsch in die Stadt zurückhalten wollte; es war das Lehrerseminar. „Du gehst zum Direktor“, sagte mein Bruder, „ich gehe unterdes zum Hausmeister.“ Ich war schon mit meinem Bruder

in dem Haus gewesen. Ich ging ein Stück im Flur entlang und steckte die Journale in den Briefkasten. Hier konnte man nicht klingeln; es war so still in dem Haus, daß man froh war, wenn man schnell wieder hinauskam. Die Stille lag im Flur wie eine regungslose Flut, und von überall flossen Ströme von Stille die Treppen hinab. Ich habe gedacht: heute, zwei Tage vor Weihnachten, kann man auch hier klingeln — und ich hob meine Hand. Aber man ließ mich die Klingel nicht berühren. Man hielt meine Hand fest.

Es ist sehr lange her. Damals hätte ich nicht sagen können, was ich heute sage. Ich war ein Kind, ich war stumm und konnte auf nichts antworten. Heute sage ich: das Wehen himmlischer Flügel... und ich glaube, das sagt es, soweit Worte jemals den Überfall des Herzens durch das Schöne, durch das von Menschen erschaffene Nichtmenschliche, Unirdische auszudrücken vermögen. Himmlische Flügel wehten mich an; sie berührten mich, und eine Stimme sagte zu mir: Höre mich an! Laß deine Hand sinken! Und meine Hand sank herab, langsam, wie unter einem Befehl. Ich hörte die Stimme.

Plötzlich begann eine zauberhafte Musik. Sie schwebte aus dem oberen Raum, von dort her, wo die Nacht schon in das Haus eingedrungen war. Sie floß die Treppen herab und überwältigte die Stille einfach mit einem Lächeln. Sie durchdrang die Wände. Sie breitete sich überall aus wie eine Morgenröte, wie ein sanftes Feuer. Sie flutete durch das Haus. Sie fand mich, sie kam in mich hinein. „Hörst du mich?“ sagte die Stimme. Ja, ich hörte sie, ich erbeute in ihrem Anhören, und eine Woge von Jubel, gebildet aus den Stimmen der Geigen und Celli, aus den tiefen Stimmen der Bässe, trug mich davon.

Dann war es still. Die Musik erlosch wie ein Licht, das durch eine unachtsame Hand ungeworfen wird, und die Dunkelheit brach über mich herein. Ich hörte in der fernen Höhe eine Stimme. Ich verstand nicht, was sie sagte. So hatte vielleicht die Stimme im Märchen gesprochen: Sesam, öffne dich — und als habe diese ferne Stimme den Felsen geöffnet, dem der Quell lichter Flut entströmte, begann die Musik noch einmal das Haus zu erfüllen, und sie fand mich, sie suchte mich heim. Damals habe ich ge-



## TRÖSTLICHER STERN

*Dunkel macht die Nacht die Runde,  
aber seht, sie muß schon weichen:  
tröstlich steigt des Sternes Zeichen  
auf in einer Morgenstunde.*

*Daß die alten Schatten bleichen,  
ist des Morgensternes Kunde.  
Sei dies auch für uns ein Zeichen,  
daß die Menschen sich zum Bunde  
finden, ohne Haß, der tötet,  
und ein Tag kommt ohnegleichen!*

*Seht, am Horizont gerötet  
will das Licht uns schon erreichen,  
und es steigt ein Lied in weichen  
Tönen, die ein Vogel flötet.*

Karl Gerold.

# CHRISTKIND IM KELLER

Die Manufakturwarenhändlerin Christine Kind, eine schon ziemlich bejahrte Jungfer, wurde neckenderweise das Christkind genannt. Aber nicht allein wegen dieses in ihrem Alter begründeten Mißverhältnisses hatte das Wort den spöttelnden Beiklang erhalten; vielmehr war der auf die sonderbare Art abgestimmte, in der Fräulein Kind den Weihnachtsengel zu spielen pflegte, einmal ohne alle Feierlichkeit, mit fast ernst strenger Miene, zum andern einer ihr eigentümlichen Regel entsprechend. Diejenigen ihrer Kunden nämlich, denen es während des Jahres möglich gewesen war, recht viel bei ihr einzukaufen, bekamen nur wenig an Weihnachtsgeschenken zugemessen, die anderen, also Minderbemittelten, um so mehr. Diesen brachte sie die Gaben auch selber ins Haus, wogegen die bessere Kundschaft sie abholen mußte. Wer es, vielleicht aus Dünkel, nicht tat, wurde für die kommende Weihnacht auf der Geschenkliste gestrichen. Es war allerdings nur zum Teil ein wirkliches Manufakturwarengeschäft, das Fräulein Kind in ihrem schmalbrüstigen Hause an der Bahnhofstraße des Marktflückens betrieb. Die meisten Waren bezog sie aus Fabriken und Handelshäusern der Großstadt. Aber das Handgearbeitete legte sie in das mittlere der drei Schaufensterchen, das zum Unterschied von den beiden anderen vierteiligen mit einer einzigen spiegelnden Scheibe verglast war.

Während des schlimmen Krieges, der das ohnehin gar nicht freundliche Weihnachtsgeschäft Fräulein Kinds noch erster hatte werden lassen, waren die Fabrikzeugnisse zwar immer rarer geworden; aber den Ausfall hatte ihre Schwester, die an der Volksschule den Handarbeitsunterricht gab, einigermaßen wettgemacht, indem sie von ihren Schülerinnen aus den Woll- und Leinenstoffresten des Geschäfts allerlei Kleinteilchen schneiden und sticheln ließ, so daß die Ladnerin ihre Gewohnheit am Weihnachts-

ahnt, daß es nicht nur Brot und Äpfel sind, nach denen man verlangen, nach denen man hungern muß. Es gibt einen anderen Hunger, ihr wißt es. Damals stillte ich ihn mit zerrissenen, beiseite geworfenen Büchern, die in die Papiermühle kamen. Dann waren die Fluten verrauscht, und als ich in der Stille, die nun ganz dicht und schwarz geworden war, noch eine Zeit gewartet hatte, ging ich hinaus, und die Nacht fiel mich an. Die Sterne waren herausgekommen und schwebten in großer, klarer Höhe. Ich hörte die Stimme meines Bruders, und ich war froh, als ich ihn am Wagen fand.

„Du bleibst lange“, sagte er, „ich stehe hier draußen und friere mich fest. Hast du drin gegessen?“ — „Nein“, sagte ich. — „Und mitgebracht hast du auch nichts. Dich kann man zu nichts gebrauchen. Komm, wir müssen nach Hause, es ist schon spät.“

„Du“, sagte ich, „wer hat da drin gespielt?“ — „Die Seminaristen“, antwortete er. „Du gehst zum Direktor und hast nichts, und ich war nur beim Hausmeister und habe eine Tüte voll Nüsse.“ Ja. Meine Hände waren leer. Nur meine Hände.

Wir fuhren dann durch die Finsternis zurück. Die Stadt rief uns mit ihren Lichtern zu: Komm heim, kommt heim. Die Sterne zogen mit uns, die am Grunde der Erde ihre schmale Beute fanden. Die Sterne waren wie Feuer entflammt an den großen Weideplätzen der Nacht.

Walter Bauer

fest nicht ganz aufzugeben brauchte, wenn sie auch die Wohlhabenden unter ihren Kunden vollständig ausschließen mußte.

Die Leute verstanden das aus der Zeitnot; die Kinder aber wurden dem Weihnachtsengel gram, und zwei besonders enttäuschte Buben, die Söhne des Bahnwärters Janiken, schrieben dem Fräulein mit Gipsbrocken aus einer zerbombten Wohnung an die Hauswand, sie sei ein geiziges Schrabbeisen. Dann warf Josef, der ältere, sein Gipsstück in eins der Seitenfenster, von dem eine Scheibe zersplitterte. Doch das Klirren des Glases hatte ein Mann erhört, der von seiner Arbeit kam und die flüchtenden Übeltäter beim Kragen packte.

Ihr Vater ließ die zertrümmerte Scheibe durch eine andere ersetzen, und der Steinschütze bekam die Rechnung auf den Hosensboden geschrieben, weil Fensterglas nur schwer zu beschaffen und dementsprechend teuer war. Auch mußten beide Jungen der Ladeninhaberin ihre Untaten abbitten gehen, und auch das begründete der Vater mit der Kriegsnot, die ohnehin Unrecht genug zur Folge habe, so daß der Mutwille keins dazutun dürfe.

All das aber rührte die Schwestern Kind so tief, daß sie die Familie dick unterstrichen auf die Geschenkliste setzten. Es fehlte nicht viel, und die Handarbeitslehrerin hätte die Buben Janiken sogar um Verzeihung gebeten, weil ihr Vater sie geschlagen habe. Am dritten Adventssonntag geschah es nun, daß die Bahnstrecke von feindlichen Fliegern angegriffen wurde und eine Bombe das Häuschen des Bahnwärters in Trümmer legte. Das Erschrecken der Bewohner war groß, und ihre Trauer gewiß nicht kleiner; denn Kriegsschäden wurden schon nicht mehr vergolten, noch viel weniger zerbombte Häuser wieder aufgebaut. Der totale Krieg war eine wirkliche Furie geworden, hinter der die staatliche Fürsorge ohnmächtig dreinlahmte. Dem Fräulein Kind aber klopfte das Herz um so erregter, weil sie die Familie Janiken hatte büßen und zahlen lassen, obwohl das nahe Fest des Friedens sie doch hätte versöhnlich stimmen müssen. Ein paar Nächte ließ die Gewissensunruhe sie nicht schlafen; obendrein quälte sie der Gedanke, daß sie selbst die Buben zu ihrem Tun gereizt habe und daher an ihnen schuldig geworden sei.

Das aber glaubte sie sühnen zu müssen. Sie überlegte nicht lange, sondern ließ noch am gleichen Tag gemeinsam mit ihrer Schwester die Stricknadeln klappern und die Nähmaschine rattern, um den im Keller ihres zertrümmerten Hauses wohnenden Menschen einen reichen Gabentisch decken zu können. Strümpfe, Puls- und Ohrenwärmer, Hemden, Jäckchen und anderes Unterzeug häuften sich im Wäschekorb, und dann beauftragte Fräulein Kind den Holzhändler, der Familie Janiken am Tag vor Weihnachten einen fertig geputzten Christbaum hinzubringen, ohne zu verraten, wer ihn gespendet habe. Ihre Schwester aber hatte bereits für eine Schülerin ein schneeiges Engelskleid geschneidert und einige selbstverfaßte Spruchverse mit ihr eingeübt, von denen einer die Armen nicht erst im Himmel, sondern schon auf der Erde froh gemacht sehen wollte. Dann vergewisserte sich Fräulein Kind, daß Vater Janiken den Lichterbaum in seinem Keller auch wirklich aufgestellt hatte, und als die Dämmerung des Heiligen Abends die Hastrümpfer einzuhüllen begann, huschte das Mädchen die Kellertreppe hinunter, klingelte mit dem Schellchen in der einen Hand und trug in der anderen den tannreis-



umschlungenen Korb durch die geöffnete Tür, hinter der Vater Janiken gerade mit dem Anzünden der Baumkerzen fertig geworden war.

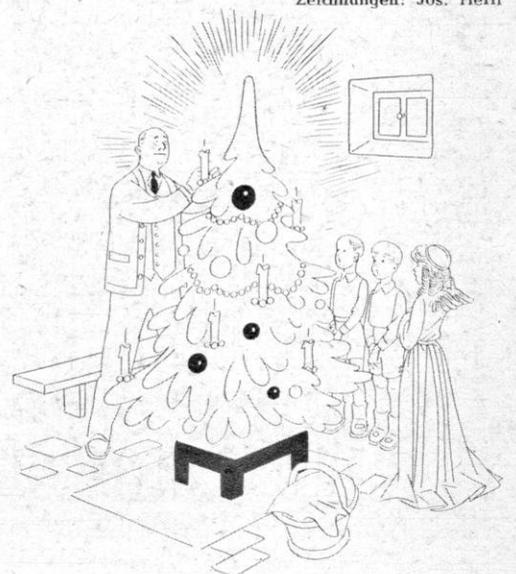
Der Weihnachtsengel sagte seine Spruchverse auf und sang dann mit den beiden Buben das Lied von der Stillen Nacht, in das auch die Eltern einstimmten. Während das Mädchen aber dann seinen Korb auspackte und zwei schön geschriebene Namensschildchen auf die gehäuften Sachen legte, sagte der Steinschütze zu seinem Bruder: „Nein, schrabbig ist das Christkind ganz gewiß nicht.“

Das Schweigegebot an das Mädchen und den Holzhändler war freilich gehalten worden, und mehr als das schuldbeladene Wort des Josef Janiken wurde auch nicht von Fräulein Kind gesagt, nachdem der Vater ihm einen stummen, aber dennoch beredten Blick zugeworfen hatte.

Am Neujahrsmorgen jedoch schlüpfen die beiden Buben auf ihrem Kirchgang ins Haus Fräulein Kinds und wünschten ein glückliches Beginnen des hoffentlich letzten Kriegsjahres.

Richard Wenz.

Zeichnungen: Jos. Herff





## Kleine Freuden

In meinem Zimmer liegt eine Briefmappe aus lustigem geblütem Chintz mit spitzen Lederecken und schmalen braunen Lederücken. Sie steht ein wenig offen, so, als wäre sie überfüllt; denn sie hat keinen Verschluss, und wenn man sie in die Hand nimmt, dann sieht man einige Nähte im Chintz. Es sieht aus, als hätte eine liebe Hand die letzten Reste zusammengesucht. Und dann ist sie auch nicht so glatt gespannt wie eine gewöhnliche Briefmappe. Wenn man über den Rücken fährt (ich tue

das schon einmal ganz heimlich), dann fühlt man kleine Hügelchen in der Polsterung. Es ist keine gewöhnliche Briefmappe, entstanden in irgendeiner fremden Fabrik oder Werkstatt. Sondern ich kenne genau die Maschine, auf der sie genäht wurde, und vor allen Dingen den Menschen, der sich bemüht hat, mir eine Freude zu bereiten und sich während der Arbeit mein überraschtes Gesicht ausmalte. Sie spricht zu mir von späten Abend-, ja Nachtstunden, die nach vollbrachtem Tagewerk für mich

geopfert wurden. Ich weiß, daß sie mit vor Eifer glühenden Wangen genäht wurde, und daß die kleine Fabrikantin sie selbst so lieb gewann, daß sie sich nur schwer von der Mappe trennte.

Darum macht mir diese Briefmappe immer wieder so viel Freude. Sie ist mir nicht feil um die kostbarste Mappe; denn es geht ein Zauber von ihr aus. Sie ist ein Stück von mir selbst geworden. Ein Teil ihrer Wärme strömt in die Briefe über, die ich in ihrem Beisein schreibe.

Diese Mappe aus geblütem Chintz hat ihre Geschwister: ein kleines ausgefranstes Deckchen aus der gleichen Blumenfamilie, ein hochbeiniges Rehkätzchen aus rostrottem Wachstuch mit runden gelben Augen, einen grauen Drahthaarfox mit blauem Halsband und zwei kleine lustige aneinandergeschaltete Wauwauchen, meine Clumbubusse, mit ihren frechen Schwänzchen, die fast senkrecht in der Luft stehen. Sie sind mir besonders ans Herz gewachsen; denn ich glaube, sie sollen mich an eine Freundschaft erinnern.

Alle diese Dinge sind in derselben Zauberkammer entstanden. In meinem Zimmer sind sie die guten Geister, die es verstehen, immer wieder meinen Blick auf sich zu ziehen und mich mit jenem freudigen Gefühl beleben, das Freundschaft, Dankbarkeit, Schönheit in uns wecken. Sie ziehen ihre Kreise, diese kleinen mir bereiteten Freuden. Ich gebe sie weiter — durch ein liebes Wort — durch ein Lächeln. — Sie wirken weiter — weiter. — Wer weiß, ob sie je enden?

Bärbel

## HAT DAS ALLES EINEN SINN?

Weihnachtsabend in der Familie! Kommt euch da auch so ein kleines unbehagliches Gefühl, wenn ihr daran denkt? Fühltet ihr euch in den letzten Jahren auch nicht so recht wohl dabei, wenn die alte Leier losging, Geheimnistuerei, Weihnachtsbaum, Lieder usw., wo doch der Kinderglaube an das Christkindchen längst verflogen war? Ihr kamt euch fast fremd und auch enttäuscht vor inmitten dieses „Zaubers“, der anscheinend doch keinen richtigen Sinn mehr hatte.

Solche oder ähnliche Gedanken kommen wohl jedem in einem gewissen Alter. Doch heißt es suchen, ob nicht doch ein Sinn in alledem steckt, auch für die, die den Kin-

derschuhen entwachsen sind. Es ist schon so, die alte Tradition des Weihnachtsfestes, wie wir es feiern, hätte sich nicht so lebendig erhalten können, wenn es nur für die Kinder gewesen wäre. Mittwinter — der tiefste Stand der Sonne und ihr beginnender Aufstieg — war seit je für die Menschen, die in unseren Breitengraden wohnen, eine Zeit der Besinnung und der Freude. Unsere Vorfahren versammelten sich in der längsten Nacht um das Sonnwendfeuer und holten sich zum Zeichen, daß Licht und Leben trotz Nacht und Frost nicht vergangen waren, Feuer auf den Herd und grüne Zweige in die Stube. Und sie feierten die heilige Zeit „zwischen den Jahren“ mit festlichem Glanz zwölf Nächte lang „ze wihen nachten“, wie es früher hieß, Weihnachten, wie wir heute sagen.

Im Jahre 354 wurde der Geburtstag Christi, der ja nicht genau bekannt war, auf den 25. Dezember festgesetzt. Seit dieser Zeit feiern wir in der christlichen Welt das Christfest mitten im Winter, und viele der heidnischen Sitten und Gebräuche blieben dabei erhalten. Der Lichtgedanke lebt in unseren Kerzen fort, der grüne Lebensbaum in unserem Tannenbaum, das gemeinsame Festmahl in unseren weihnachtlichen Spezialitäten: Gänsebraten, Karpfen, Back- und Zuckerwerk.

Daß der Weihnachtsbaum in seiner heutigen Form gar nicht so uralt ist, wissen wir, aber sicher ist, daß immergrüne Zweige als Wandschmuck, an Gestellen in der Form von Pyramiden oder Bogen, als blühende Barbarazweige oder Buchsbaumstecken in einem rotbäckigen Apfel stets zum Weihnachtsfest gehörten. Und weil er ein Baum des Lebens, ein so schönes Sinnbild des Leben ist, wird er mit allem geschmückt, was draußen in der Natur zu finden ist:

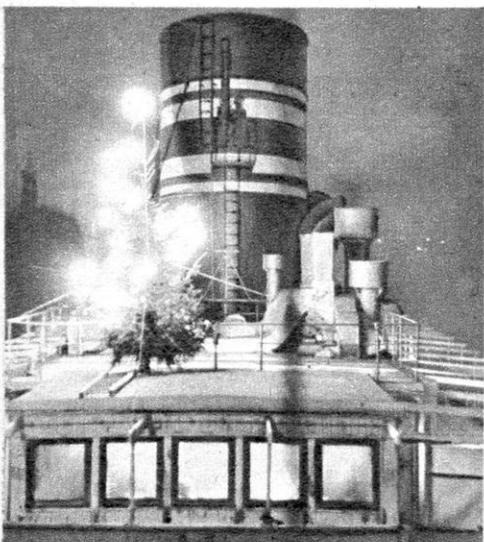
Äpfel, Nüsse, selbstgebackene Vögel, Hirsche, Pilze, Sterne und Herzen.

Unter den schützenden Zweigen am Fuße findet das Kripplein seinen Platz, liebevoll aufgebautes Bild der Geburt des Christkinds im Stall zu Bethlehem.

Auch das, die Geburt eines Kindes in der heiligen Nacht, ist ein allgemein gültiges Sinnbild, ähnlich dem Glauben, daß zu Weihnachten der Saft in den erstarrten Ästen der Bäume zu steigen beginne. Ein Stück von diesem Glauben haben wir ja auch bewahrt, wenn wir am Barbara- oder Luziatag kahle Zweige vom Kirschbaum oder sonst einem Strauch ins Zimmer holen, um an ihnen bis Weihnachten das Wunder aufbrechender Knospen und Blüten zu erleben und in ihnen ein Glückszeichen für das kommende Jahr zu erblicken.

Das kommende Jahr! Dem gelten gar viele Fragen und Wünsche in der Weihnachtszeit. Kennt ihr das Orakel mit der Apfelschale? Fein säuberlich muß der Apfel rundherum geschält werden, der lange Streifen darf nicht abreißen, und dann über den Kopf nach rückwärts werfen. Was mag aus dem Kringel zu lesen sein? Der Name des Liebsten, der Ort einer Reise, Ja oder Nein? Oder wie wär's mit Nußschalen, die wir in einer Schüssel mit Wasser schwimmen lassen und abwarten (oder mit Puste nachhelfen), wohin sie sich wenden? Dabei läßt sich manch fröhliche Zukunftsmusik blasen, und schon unsere Groß- und Urgroßeltern hatten ihren Spaß daran, echte weihnachtliche Freude. Denn die gehört zu Weihnachten wie zu jedem Familienfest, und es ist schon ganz recht, diesen Tag einmal in besinnlicher Fröhlichkeit mit den Lieben daheim zu verbringen, statt wie sonst die Unterhaltung draußen in der Öffentlichkeit bei Kino und Tanz zu suchen. All die Dinge um Weihnachten haben ihren tiefen Sinn und daher ein Recht, auch von uns Jungen anerkannt und geachtet zu werden.

Rose Bach



Weihnachtsstimmung im Hamburger Hafen

Fotos: dpa, Archiv

# Bianka

Bürden sind des Esels Los. In Biankas grauem struppigen Schädel, über dem zwei lange weiche Ohren wedelten, wohnte nicht die Spur einer Ahnung, daß es ein würdigeres Los gäbe als das eines Packesels. Geduldig wirbelten ihre vier kleinen Hufe den Staub vieler Landstraßen auf. Unter den Dorflinden blies Meister Henkel sein Schmiedefeuer an, und Bianka graste, aller Bürden ledig, von der johlenden Dorfjugend umringt.

Bianka liebte das Geschrei der Kinder, denn es war vom Geschepper zerbeulter Kannen und Kessel untermalt, die von Meister Henkel während der Rast zurechtgeflickt wurden. Viele Kessel bedeuteten eine lange Rast.

Aber die Zeiten, da eines Kesselflickers Handwerk goldenen Boden besaß, sind vorbei. Die Zaunpfähle, darauf die Bauern ihre Töpfe stülpen, prunken wie eitle Mädchen mit ihren neuen Hüten.

Aber nun warf ein neuer Aufstieg seinen ersten Glanz. Es fing damit an, daß Meister Henkel nicht wie sonst am Straßenrand tafelte, Karo einfach aus der Hand geschnitten und mit Daumen und Zeigefinger belegt. Er saß im „Goldenen Löwen“ und ließ den befrackten Ober tanzen, und für Bianka flog ein halbes Weißbrot auf den Hof.

Fortuna selbst mußte ihm die Hand geführt haben, als er, dem Atem der Zeit folgend, Wunder erhoffend, einen Tototipschein ausfüllte. Nun raschelten 16 000 DM im verschwitzten Brustbeutel, und über die Feldschmiede samt Lötpfannen und Kolben zogen die Spinnen ihre Netze.

Es ist immer so im Leben. Wo das Glück ein Häufchen Geld abläßt, läßt der Teufel einen Haufen Makler ab. Bald hatten sie Meister Henkel ein lackglänzendes Auto angeschwätzt und einen Haufen fabrikneuer blitzblanker Kessel, Töpfe und Pfannen. In diesem Handel, der nun mächtig zu blühen anfangen sollte, war für Bianka kein Platz. „Siehst du, Grauchen“, sagte er, „just diese Töpfe hätten uns beinahe den Garaus gemacht. Aber man muß mit der Zeit gehen. Nun werden sie mich reich machen. Aber zu solchem Reichtum paßt ein Esel schlecht. Das muß du begreifen. Aber undankbar bin ich nicht. Ich zeige dir, daß es auch für einen Esel ein würdiges Los geben kann. Ent-sinnst du dich jener Nacht, da ich dich auf der fetten Waldwiese weiden ließ, weil du gar zu dürr geworden warst? Damals fiel ein Stern, und damit begann mein Glück. Dort soll auch dein Glück beginnen, denn ich schenke dir die Freiheit.“

Von dieser wahrhaft schönen Rede verstand Bianka kein Wort. Sie wunderte sich nur, daß sie plötzlich allein war auf der Wiese. Aber da niemand kam, sie mit neuer Bürde zu beladen, trottete sie schließlich heim.

Die kleine Hütte droben im Bergwald, am Ausgang eines verschlafenen Dorfes, sonst Ausgang und Ziel einer jeden Reise, träumte den tiefen Schlaf einer verlassenen Behausung. Im Garten führten Brennesseln und Disteln ein ungestörtes Dasein. Für Biankas Bedürfnisse barg er einen unerschöpflichen Nahrungsvorrat. Es waren glückliche Tage,



Holzchnitt: Franz Ruffing

## Am winterlichen Strom

Der Strom fließt im Gleichmaß seiner eigenen Gesetze. Gleich ob Sommer oder Winter. Er berührt im Laufe der Jahreszeiten die gleichen Dörfer und Städte. Nur die Bildwirkung wechselt.

Das winterliche Strombild ist meist grau und frostig. Sonnige Tage hellen das Bild auf. Die Luft ist dann dünn und durchsichtig, alle Dinge sind scharf abgezeichnet und wirken für sich. Die Farben sind ohne Wärme und Glanz. Sie fließen nicht ineinander wie im sommerlichen Bildnis.

Das Leben am Strom ist geblieben. Die langen Schlepplüge nehmen ihren Weg, mit dem Strom und gegen ihn. Durch die Jahre ist ihr Weg vorgeschrieben. Zu Berg und zu Tal. An kalten Tagen klingen ihre Glocken heller, und der Qualm, der den Schornsteinen entsteigt, bildet größere Rauchgebilde als an warmen. Das Werk auf dem Strom ist geblieben. Nur die Personen-

dampfer fehlen, sie gehören in die sommerliche Landschaft.

Die Wege längs des Stromes sind ohne Leben. Die Bäume stehen starr und leblos. Vereinsamt sinnend die Bänke über Erlebnisse, die waren — und die sich wiederholen werden.

Möwen, kunstvolle Flieger, artistische Fänger von Futterbrocken, tummeln in Scharen in der Nähe der Brücken. Unermüdlich stürzen sich die weißen Vögel auf die Gaben der Passanten. Ein Stück weiter unten, wo die Häuser zurückgetreten sind, hört man den Ruf der heiseren Krähen.

Manchmal sieht man jemand über die winterliche Promenade schreiten, oder ein älterer Herr sitzt auf einer winterlichen Bank; sie genießen die Frische des Winters und die Bilder des winterlichen Stromes. Auch in diesen Bildern liegen viele Reize und Schönheiten.

Hans Treppte

die sie hier verlebte, denn die Welt ging achtlos an dem kleinen Schild vorüber, das dies heimliche Paradies zum Verkauf anbot. Die Tage zogen langsam dem Herbste zu. Noch summten die Wespen um die faulenden Äpfel im Gras, aber auf den Feldern qualmten die Kartoffelfeuer bereits, und der Wald begann, sich mit bunten Farben zu schmücken.

Eines Tages war Meister Henkel wieder da. Er war in der Nacht gekommen, und am Morgen hing seine Witterung in den tauigen Gräsern. Bianka ging der Spur fröhlich nach. Sie endete vor der verschlossenen Haustür. Als aber Bianka ihren Eselsschrei in den Morgen rief, wurde die Tür aufgerissen, und

Meister Henkel stürmte aus dem Haus. Es war ihm nichts geblieben von der glänzenden Pracht. Er trug wieder seinen verwerteten Filz, und um das Kinn wucherte ein üppiger Bart. Auch von der schönen glatten Rede wußte er nichts mehr, aber er küßte und streichelte Bianka und lachte und weinte dabei in einem Zug.

Bianka trug wieder das Gestell auf dem Rücken, auf dem die Feldschmiede verstaut war, der Kohlsack und die Pfannen und Kolben. In ihrer Herzensunschuld und kreatürlichen Einfalt tauschte sie gern die Freiheit gegen das Stückchen Zucker, das sie manchmal in der Tiefe von Meister Henkels Rocktasche fand.

Alfred Bergien



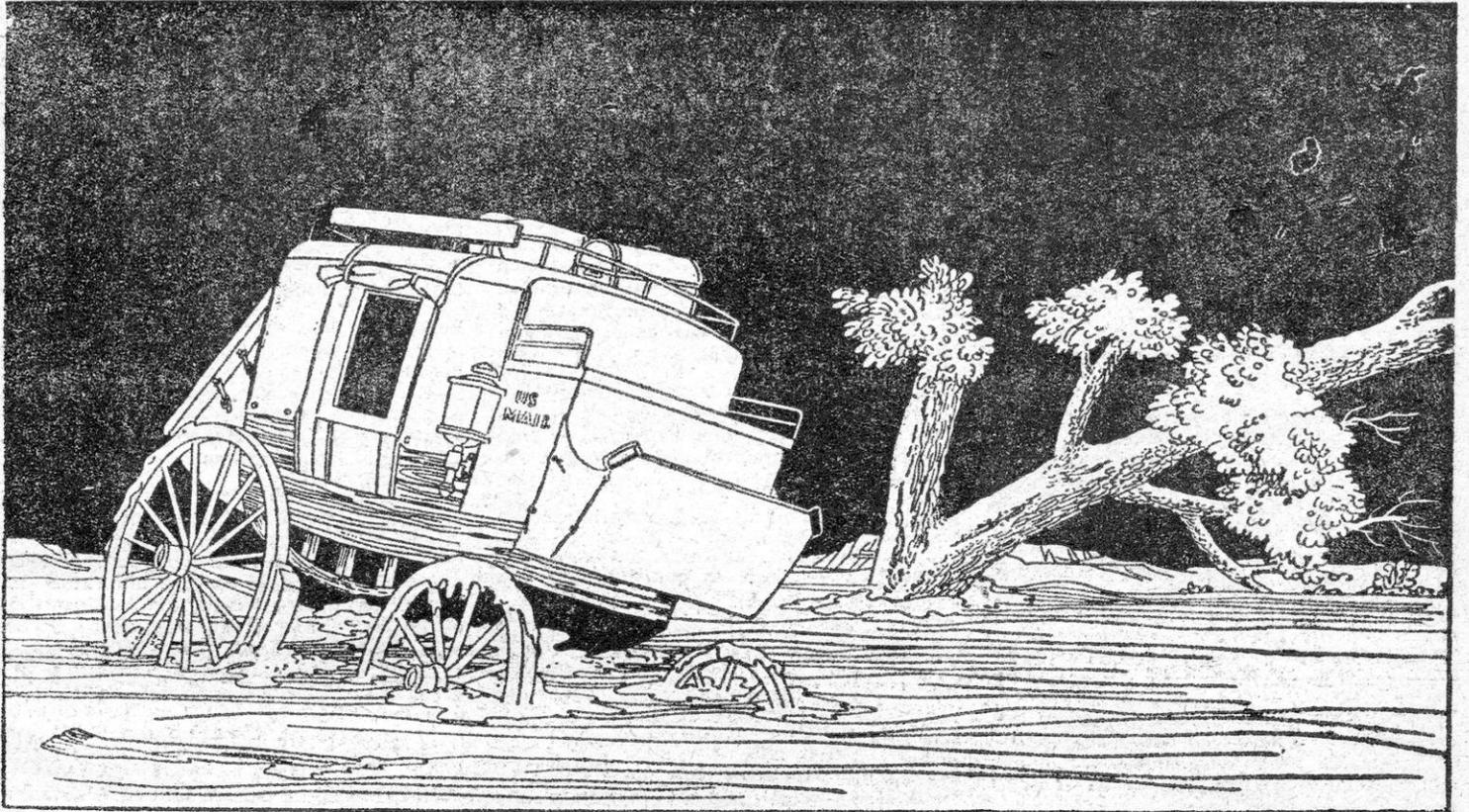
Naßkalter Regen, klirrender Frost, bösartige Stürme, glitzernder Schnee, das sind einige der Gesichter, die der Winter uns zeigt. Mit Recht sagt man, er sei ein harter und strenger Mann. Ja, es ist an dem. Er kennt keine Hemmungen. Brutal reißt er die Decke von dem, was im übrigen Teil des Jahres nicht so ganz klar sichtbar wird. Der Winter zeigt in aller Kraßheit die Bilder, die die große soziale Kluft unserer Zeit offenbaren. Er zeigt die Armut, die Not, die Kälte, den Hunger, die Blöße des leidenden Menschen. Er läßt kein Ausweichen, keine Ausreden, kein Verschleiern zu.



# DER WINTER

Fotos: Die Folten, Wagner, Apd, Archiv

FRANCIS BRET HARTE



ILLUSTRIERT VON JOSEF HERFF

WIE

# Sankt Nikolaus

NACH

# Simpsons Bar

K A M

Regengüsse peitschten durch das Tal des Sacramento. Der North-Fork war über seine Ufer getreten, und man konnte nicht mehr über den Klapperschlangenfluß kommen.

Die Reihe Felsblöcke, die am Übergang bei Simpson die Sommerfurt markiert hatten, waren überflutet vom Hochwasser, das sich bis zu den Vorbergen ausdehnte. Die bergab kommende Postkutsche war bei Granger stecken geblieben. Die letzte Post war im Morast im Stich gelassen worden, und der Postkutscher hatte um sein Leben schwimmen müssen.

„Ein Gebiet“, berichtete die Sierra Avalanche mit besorgtem Lokalstolz, „so groß wie der Staat Massachusetts steht jetzt unter Wasser.“ In den Vorbergen war das Wetter keineswegs besser.

Die Bergstraße lag tief verschlammt. Fuhrwerke, die nicht mit Pferdévorspann noch mit empörten Flügen auf den unheilvollen Wegen weiterkommen konnten, waren eingesunken, und die Straße nach Simpsons Bar war gekennzeichnet von festgefahrener Frachtwagen und fluchenden Fuhrleuten.

Und weiter oben, abgeschnitten und nicht zu erreichen, eingeschlossen von Wasser und anhaltenden Regengüssen, vom Sturm geschüttelt und vom Hochwasser bedroht, klebte Simpsons Bar wie ein Schwalbennest an der zerrissenen Felswand eines Tafelberges und erzitterte unter der Wucht der Windstöße. Bei Einbruch der Nacht schimmerten durch den Regendunst einige erleuchtete Fenster und zeigten die Umrisse von Hütten zu beiden Seiten der Landstraße, die von wilden Wasserströmen zerrissen und überflutet unter peitschenden Sturmböen dalag.

Wohlbehalten hatten sich die Menschen der Ansiedlung in Thompsons Laden zusammengefunden. Sie saßen zusammengedrängt um den rotglühenden Ofen, den sie schweigend anspuckten mit einer Art geselliger Zerstreuung, die jede andere Unterhaltung überflüssig zu machen schien.

In der Tat war den Leuten die Lust zu anderer Zerstreuung in Simpsons Bar seit Tagen vergangen. Das Hochwasser hatte die gewohnte Goldwäscher- und Goldgräberarbeit am Fluß und in der Schlucht stillgelegt, und der sich daraus ergebende Mangel an Geld und Whisky nahm den gewohnten, meist ungesetzlichen Vergnügen ihren Reiz.

Sogar Mister Hamlin war froh gewesen, als er Simpsons Bar mit ganzen fünfzig Dollar in der Tasche hatte verlassen können. Das Geld war der Rest von dem großen Reichtum, den er bei härtester Arbeit und erfolgreichem Schürfen übrig behalten hatte.

Als er ging, bemerkte er: „Wenn mich jemand fragen sollte, ihm einen angenehmen Winkel zu nennen, wo man sich zur Ruhe setzen könnte, ohne viel Wert auf Geld zu legen und wo es lustig und lebendig zugeht, würde ich sagen Simpsons Bar. Aber für einen jungen Menschen mit großer Familie, die von seiner Arbeit zehren muß, macht es sich nicht bezahlt.“

Da Mister Hamlins Familie zum größten Teile aus erwachsenen Töchtern bestand, liegt das Gewicht seiner Worte mehr bei seinem übermütigen Humor als bei seiner Verantwortung für seine Familie.

Wie dem auch sei, an diesem Abend saßen die ahnungslosen Zielscheiben seines Spottes wie von Gleichgültigkeit gefesselt da, die dem Müßiggang und dem Mangel an Phantasie entsprang.

Nicht einmal das plötzliche Einhalten von Pferdegetrappel vor der Tür rüttelte sie auf. Nur Dick Bullen hörte auf, seine Pfeife auszukratzen und reckte den Kopf hoch. Kein anderer zeigte mit einer Miene eine Beachtung für den Eintretenden.

Es war eine Gestalt, die allen im Umgang nahe stand und in Simpsons Bar als „der Alte“ wohlbekannt war.

Es war ein Mann um die Fünfzig, mit spärlichem Haar und an den Schläfen leicht angegrautem Haar, jedoch von frischem, gesundem Aussehen. Sein Gesicht zeigte eine offenerherzige, aber nicht zu tief gehende Freundlichkeit, gepaart mit der Ausdrucksfähigkeit, sich verschiedenen Gefühlen und Stimmungen anpassen zu können.

Es hatte den Anschein, als käme er eben aus einem lustigen Kreise, und er hatte die dumpfe Schwermütigkeit der Anwesenden noch nicht wahrgenommen, so daß er dem ihm Nächststehenden wie zum Scherz auf die Schulter schlug und sich dabei auf einen leeren Stuhl fallen ließ.

„Gerade habe ich eine famose Sache gehört, Jungens! — Ihr kennt doch Smiley — Jim Smiley von drüben, den Luftikus! — Eine fabelhafte Geschichte erzählte mir Jim soeben —“

„Smiley — das Rindvieh“, unterbrach ihn eine dürre Stimme.

„Das Stinktier“, kam es aus der Ecke wie aus einem Grab.

Auf diese eindeutigen Einwendungen folgte ein Schweigen.

Der Alte warf einen überraschten Blick von Mann zu Mann. Dabei verlängerte sich langsam sein breiter Gesichtsausdruck.

„So ist das“, sagte er nach einer Pause in bedächtigen Ton, „sicher ein Stück von Stinktier und Rindvieh dazu, natürlich.“

Er hielt für einen Augenblick ein wie in Nachdenken über den Schmutzflink und Dummkopf des allseits unbeliebten Smiley versunken.

„Ekelhaftes Wetter, das da ist!“ glitt er mit seinen Worten langsam in das trübe Fahrwasser der anderen. „Keine guten Aussichten für die Jungens und vorerst kein Verdienst, und morgen ist Weihnachten.“

Bei diesen Worten ging es wie eine Bewegung von einem zum anderen, doch wußte keiner, ob es eine Beglückung oder Widerwillen bedeuten sollte.

„Ja“, fuhr der Alte in bekümmertem Tone fort, dem er scheinbar unbewußt verfallen war, „morgen ist Weihnachten, und heute haben wir Heiligen Abend. Seht ihr, Jungens, ich denke, vielmehr ich bin darauf gekommen, wißt ihr, ob ihr nicht vielleicht Lust hättet, heute abend zu mir nach Hause zu kommen, da könnten wir zusammen unseren Kummer loswerden. Ich weiß nicht, ob ihr wollt — oder habt ihr tatsächlich keine Lust dazu?“ fügte er mit zweideutiger Freundlichkeit hinzu und sah mit gleicher Bedrücktheit in die Gesichter seiner Freunde.

„Je nun, ich weiß nicht recht“, erwiderte Tom Flynn mit einem Anflug von Heiterkeit, „vielleicht sollten wir es tun. Aber deine Frau, wie steht es damit? — Was wird sie dazu sagen?“

Der Alte antwortete nicht sogleich. Das Verhältnis mit seiner Frau war als nicht besonders harmonisch bei allen in Simpsons Bar bekannt.

Seine erste Frau, eine zarte und bildschöne kleine Person, hatte unter den Eifersuchtszenen ihres Mannes sehr zu leiden gehabt, bis er eines Tages ganz Simpsons Bar in sein Haus geholt hatte, um alle zu Zeugen ihrer Untreue zu machen.

Als die Gesellschaft ins Haus kam, fand sie das scheue, kleine Geschöpf ruhig bei der Hausarbeit, und die Frau zog sich verwirrt und beschämt zurück.

Die Abscheu und der Schrecken vor dieser infamen Bloßstellung war der Frau in die Glieder gefahren. Mit Gleichmut setzte sie ihren Eigensinn durch und gewann ihr Stolz Oberhand, indem sie ihren Geliebten aus dem Zimmer befreite, darin er eingesperrt war und flüchtete mit ihm.

Einen dreijährigen Jungen überließ sie ihrem Mann.

Die zweite Frau des Alten war eine Köchin. Sie war breithüftig, treu und streitlustig.

Bevor der Alte eine Erwiderung fand, bemerkte Joe Dimnick freimütig, daß das Haus doch dem Alten gehöre, und daß er an seiner Stelle einladen würde, wen er immer wollte, und wenn er dabei die ewige Seligkeit riskieren müßte. Der Teufel sollte es versuchen, sich gegen ihn zu stellen.

„Natürlich — sicher ist es so“, sagte der Alte zustimmend und runzelte die Stirn. „Dabei gibt es gar keine Aufregung. Es ist doch mein Haus, bis auf den letzten Balken eigenhändig gezimmert. Ihr braucht keine Angst vor ihr zu haben. Ein bischen bärbeißig, wie alle Frauleute sind, aber sie wird sich in acht nehmen.“

Bis dahin hatte Dick Bullen, der Hauptmacher und Wortführer von Simpsons Bar sich noch nicht eingemischt. Er nahm die Pfeife aus dem Mund.

„Wie geht es denn deinem Jonny? Als ich ihn letztens sah, schien er mir nicht recht im Schuß zu sein. Er und eine Bande Jungens schmissen mit Steinen hinter Chinesen her. Er stand wenig interessiert dabei. Gestern sind oben im Fluß ein paar Chinesen ertrunken, da mußte ich an Jonny denken. Wenn wir jetzt kommen, sind wir ihm vielleicht zuviel oder sogar im Wege, wo er krank liegt.“

Der Vater war offensichtlich gerührt von dem rücksichtsvollen Zartgefühl des Sprechers und versicherte, daß Jonny auf der Besserung sei und daß „ein wenig Spaß ihn aufheitern würde“.

Die Antwort veranlaßte Dick Bullen aufzuspringen, er drehte sich und schüttelte seine Glieder: „Ich bin so weit. Gehe du vor, Alter. Los — wir gehen!“ Damit setzte er sich selbst wie mit einem Tanzsprung an die Spitze und lief mit einem Indianergebrüll hinaus in die Finsternis. Im Vorzimmer griff er einen flammenden Scheit aus dem Kamin. Die übrige Gesellschaft folgte seinem Beispiel und blieb ihm dicht auf den Fersen. Bevor der erstaunte Besitzer von Thompsons Laden begriffen hatte, was die Leute vorhatten, war das Zimmer leer.

Die Nacht war pechschwarz. Die flammenden Holzscheiterloschen beim ersten Windstoß. Nur die rotglühenden und funkenstiebenden Holzreste ließen ahnen, wo sich die Leute befanden.

Sie gingen den Weg in der Fichtenschlucht hinauf, an deren oberem Ende eine breite, niedrige und mit Schindeln bedeckte Hütte an der Bergwand lehnte.

Hier war das Heim des Alten und zugleich der Eingang zu dem Stollen, wo er als Goldgräber arbeitete, sofern er überhaupt arbeitete.

Vor dem Hause hielt die Gesellschaft an und wartete auf den Alten, der auf dem anstrengenden Steilwege keuchend einige Schritte zurückgeblieben war.

„Vielleicht tut ihr besser, hier einen Augenblick zu warten. Ich gehe hinein nachsehen, ob alles im Lot ist“, sagte der Alte mit einer Gleichgültigkeit, von der er in Wirklichkeit weit entfernt war.

Die Vorsichtigkeit wurde mit Vernunft angenommen. Die Tür öffnete und schloß sich hinter dem Alten, und die Leute lehnten sich mit dem Rücken zur Hauswand, duckten sich unter dem niedrigen Vordach und warteten lauschend.

Es war kein anderer Laut zu hören als das Tröpfeln des Regens von den Traufen und das Brechen und dröhnende Rauschen der sturmgepeitschten Baumäste über ihnen am Hang. Dann aber wurden die Männer ungeduldig. Einer flüsterte dem anderen argwöhnische Verdächtigungen zu.

„Scheint so, als hätte sie ihn schon kalt gemacht.“

„Oder ist ihm auf den Buckel gesprungen, und er kriegt sie nicht herunter.“

„Oder sie hat ihn in den Tunnel gesteckt und eingesperrt.“

„Vielleicht sucht sie was Handliches, um uns zu traktieren. Geht da bloß weg von der Tür, wenn sie auf uns losspringt.“

Tatsächlich bewegte sich die Klinke, und die Tür wurde vorsichtig geöffnet.

„Kommt da heraus aus dem Regen —“

Das war nicht die Stimme des Alten noch die seiner Frau. Es war eine Jungenstimme; der weiche Klang war durch eine krankhafte Heiserkeit gebrochen, wie sie sich oft im unhäuslichen Trapperleben mit seinen Rauheiten einstellt.

Das Gesicht eines kleinen Jungen kam zum Vorschein und schaute neugierig jeden von ihnen an. Das Jungengesicht zeigte ein hübsches und fein geschnittenes Profil und war von trüben und harten Erfahrungen gezeichnet.

Er trug eine Decke um die Schultern geschlagen, als wäre er eben aus dem Bett gesprungen.

„Kommt herein“, wiederholte er, „nicht so laut. Der Alte redet drinnen mit ihr“, fuhr er fort und wies auf einen anstoßenden Raum, der eine Küche zu sein schien, und aus dem man die Stimme des Alten flehentlich auf seine Frau eindringen hörte.

„Laß mich los“, wehrte sich der Junge gegen Dick Bullen, der ihn in der eingeschlagenen Decke aufgehoben hatte und Gebärden machte, ihn in den brennenden Kamin zu schmeißen, „laß mich los — verdammter alter Graukopp, hörst du?“

So angefahren, ließ Dick Bullen Jonny zur Erde hinunter, und er mußte dabei das helle Lachen verbeißen, während die Männer, die vorsichtig eingetreten waren, sich der Reihe nach um den langen roh gezimmerten Tisch herumsetzten, der mitten in der Stube stand. Jonny ging ehrbar an den Küchenschrank, nahm verschiedene Eßwaren heraus und brachte sie auf den Tisch.

„Hier ist Whisky, hier Zwieback und geräuchertes Fleisch und hier Käse“ — und

nahm eine Scheibe davon im Hin-und-Her-Gehen — „und Zucker“. Auch davon nahm er sich eine hohle Hand voll mit seinen kleinen dreckigen Fingern, „Und Tabak. Auf dem Schrank liegen getrocknete Äpfel genug, aber ich hab' schon Leibschmerzen davon. So!“ Er sah sich noch einmal um, „Greift zu, und macht keine Umstände. Ich störe mich auch nicht an die Alte, habe mit ihr nichts zu tun. Also langt zu.“

Er machte ein paar Schritte zum Verschlag eines kleinen Raumes, der kaum größer als eine enge Kabine und von dem Hauptzimmer abgeschlagen war. Dort stand im dunkeln Winkel ein Bett. Er stand noch einen Augenblick da und betrachtete die Gesellschaft. Unter der Decke kamen seine nackten Füße zum Vorschein, und er nickte wie zur Gutenacht.

„Hör mal, Jonny! Du willst dich doch nicht schon wieder hinlegen?“ sagte Dick.

„Doch, ich will“, erwiderte Jonny bestimmt.

„Was ist denn los mit dir — warum, mein Junge?“

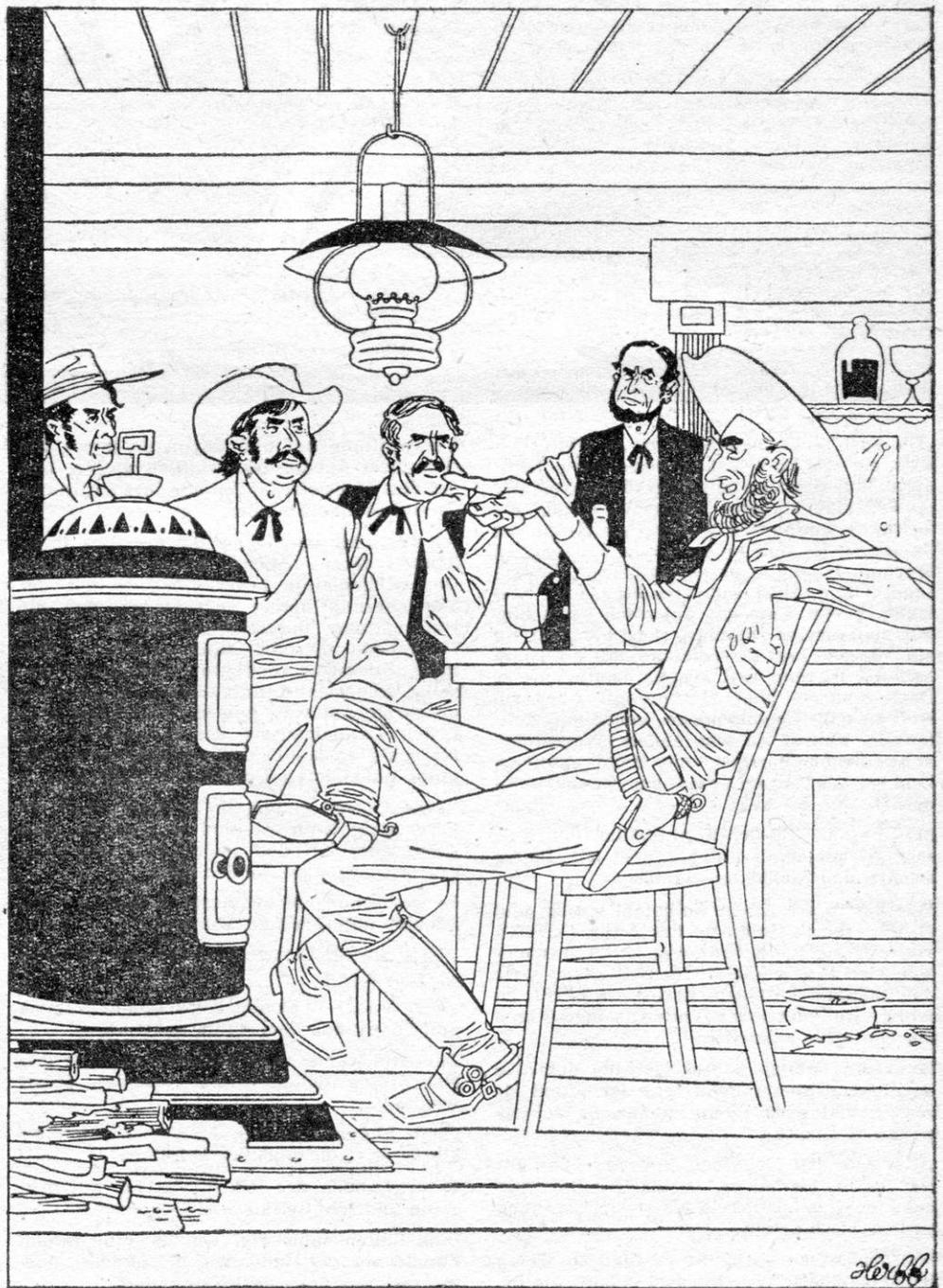
„Ich bin krank.“

„Wie — wo hast du es denn?“

„Fieber habe ich — und Frostbeulen — und Rheumatis“, entgegnete er und ging hinein. Nach einem Augenblick fügte er aus der Dunkelheit und schon unter den Bettdecken hinzu — „und Leibschmerzen“.

Dann herrschte ein verlegenes Schweigen. Die Männer sahen von einem zum anderen und starrten in das Feuer.

Obwohl die einladenden Speisen vor ihnen standen, schien sich ihrer wieder dieselbe Verzweiflung zu bemächtigen, die sie vorher in Thompsons Laden schon gepackt hatte, als plötzlich die Stimme des Alten unbeherrscht laut und Abbitte tuend aus dem Nebenraum kam.



Herb



„Du hast recht, gewiß ist es so. Natürlich sind sie es. Eine Bande versoffener Faulpelze und Strolche mit Dick Bullen an der Spitze. Haben nicht mehr Verstand, als durchaus hierher zu wollen, wo Krankheit im Hause ist und nichts zu beißen und zu brechen. Ich habe es selbst gesagt, Bullen, sage ich, du bist total besoffen und hast einen Spleen, sage ich, auf solch einen Einfall zu kommen. Staples, sage ich, bist du ein Mensch, hast du Verstand, mir die Hölle heiß zu machen, wo kranke Leute unterm Dach sind — habe ich gesagt. Aber sie wollten unbedingt kommen, unbedingt wollten sie. Kannst du was anderes verlangen, von solchen Lumpen, die nichts anderes kennen, als in Simpsons Bar herumzuzulungern?“

Bei diesem Auf-den-Kopf-Stellen der Tatsachen, platzten die Männer mit einem schallenden Gelächter heraus.

Wie das in der Küche aufgefaßt wurde, und ob die erboste Gefährtin des Alten sich nun vollends am Ende ihrer Weisheit sah, nachdem sich ihre verächtliche Entrüstung über die Männer entladen hatte, ist nicht zu sagen, weil plötzlich mit gewaltsamem Krach die Hintertür zuknallte.

Einen Augenblick darauf erschien der Alte im Zimmer, nichtahnend, was der Grund für das Gelächter hätte sein können. Er lächelte gutmütig.

„Die Alte ist für einen Sprung rüber zur Nachbarin, McFadden“, erklärte er mit unbekümmerter Lustigkeit, als er sich zu ihnen an den Tisch setzte.

Seltsamerweise hatte dieser für alle wenig schmeichelhafte Wortwechsel genügt, um die

Verzweiflung auf und davon zu jagen, die sich ihrer wieder bemächtigen wollte, und mit dem Hauswirt fanden alle ihre natürliche Unverfrorenheit wieder.

Ich verzichte darauf, auf die gesellige Fröhlichkeit dieses Abends näher einzugehen. Der wißbegierige Leser möge es mit der Versicherung genug sein lassen, daß die Unterhaltung durch dieselben geistvollen Gedanken, dieselbe zurückhaltende Ehrfurcht, dasselbe delikate Taktgefühl, dieselbe folgerichtig durchdachte Redsamkeit ausgezeichnet war, wie sie bei jedem ähnlichen Zusammensein des männlichen Geschlechts in zivilisierteren Gegenden und unter günstigeren Umständen üblich ist.

Keine Gläser gingen in Scherben, weil es keine gab. Kein Alkohol wurde über den Tisch oder auf den Boden gegossen, weil er nur spärlich vorhanden war.

Es war schon vor Mitternacht, als die Fröhlichkeit unterbrochen wurde.

„Ssst!“ machte Dick Bullen und hob die Hand zu schweigen.

„Ach, Vati!“ — Es war die klagende Stimme von Jonny aus dem Raum nebenan.

Der Alte war schnell aufgesprungen, in den Nebenraum gelaufen und erschien sofort wieder.

„Sein Rheumatismus quält ihn wieder“, erklärte er, „ich muß ihn einreiben“.

Er griff nach der Whiskyflasche auf dem Tisch und schüttelte sie, sie war leer.

Dick Bullen nahm verlegen lächelnd seinen Zinnbecher zur Hand, und die anderen gossen mit ihm ihre Reste zusammen.

Der Alte prüfte den Rest und sah sich geholfen. „Es wird schon reichen, er braucht nicht viel. Wartet einen Augenblick, ich bin bald wieder da“, und er ging mit einem alten Flanellhemd und dem Whiskyrest in die Kammer.

Die Tür ging nicht ins Schloß, deshalb vernahm man, was gesprochen wurde.

„Zeige mir, wo tut es dir am schlimmsten weh?“

„Mal hier unten und mal höher rauf; am ärgsten von da bis da, je da — ordentlich, reibe da, Vater.“

Die Stille zeigte ein beruhigendes Reiben an. Dann kam Jonnys fragende Stimme.

„Habt ihr euch gut unterhalten, Vati?“

„Ja, mein Söhnchen.“

„Morgen ist Weihnachten?“

„Ja, mein Söhnchen — ist dir etwas besser?“

„Es ist etwas besser — nun etwas tiefer. Was ist Weihnachten eigentlich? — Was ist überhaupt damit?“

„Oh — das ist so ein Tag —“

Diese erschöpfende Antwort war anscheinend befriedigend, denn es folgte eine Pause des Einreibens, und Jonny begann von neuem:

„Mama sagt, daß überall anderswo einer dem anderen zu Weihnachten etwas schenkt — und dann redete sie giftig auf dich. Sie sagte, es wäre da ein Mann, der hieß Sankt Nikolaus, aber weißt du, so ein Kerl wie

ein Chines', der kommt in der Nacht vor Weihnachten den Schornstein hinunter und bringt allen Kindern was — so Jungens wie mir. Er versteckt es in den Schuhen. — Die hält mich wohl für dumm. — Langsam jetzt, Vati, wo reibst du bloß, das ist ja ne Meile weg von der wehen Stelle. — Das hat sie mir alles vorgemacht, nicht nur mich und dich zu ärgern. — Reib nicht da — hier! — Nun, Vater?"

Im tiefen Schweigen, das sich auf das Haus herabgesenkt hatte, war das Ächzen der hohen Fichten mit dem Plätschern der Regentraufen ein Weihnachtslied der Elemente.

Jonny's Stimme war leiser geworden, als er fortfuhr:

„Mache dir nichts daraus und hab' keine Sorge, ich werde schnell wieder gesund sein. Was machen jetzt die anderen im Zimmer? Der Alte öffnete etwas die Tür und spähte hinaus. Seine Gäste saßen gemütlich beieinander, und er sah einige Silbermünzen und einen leeren Wildlederbeutel auf dem Tisch.

„Sie knobeln was aus oder machen, wie es scheint, ein Spielchen zum Zeitvertreib“, befriedigte er die Neugier des Jungen und fuhr fort, ihn einzureiben.

„Ein Spielchen möchte ich schon mitmachen und etwas Geld gewinnen“, sagte Jonny nach einer Weile des Überlegens.

Aber selbstsicher wiederholte der Alte, was er im Hause zu einer gewohnten Redensart hatte werden lassen, daß Jonny massenhaft Geld haben würde, wenn er abwarten würde, bis er im Stollen aus eine fündige Stelle geraten sei — und wiederholte sein altes Lied.

„Ja“, sagte Jonny, „aber du wirst es nicht. Und dann, ob du was findest oder gewinnst, das bleibt sich doch gleich. Beide Male ist es Glück — alles ist Glück. Komisch ist es bloß mit Weihnachten, ist es nicht? — Warum heißt das Weihnachten?“

Vielleicht war es aus instinktiver Scheu und Ehrerbietung wegen der benachbarten Zuhörerschaft oder aus einem unbestimmten Gefühl für die Ungereimtheiten, die es für ihn darüber zu erzählen gab, daß die Antwort des Alten so geflüstert leise war, daß sie nebenan nicht verstanden wurde.

„Ja“, sagte Jonny, nachdem der Alte seine Erzählung beendet hatte, mit geringer gewordenem Interesse, „ich habe früher schon davon gehört. — So, das hat gut getan, Vati. Es tut mir jetzt längst nicht mehr so weh wie vorher. Nun wickle mich fest in die Decke, so, und nun“, fügte er mit eingehüllter Stimme hinzu, „setz' dich zu mir, bis ich eingeschlafen bin“. Und um gewiß zu sein, daß sein Wunsch erfüllt würde, schob er eine Hand unter der Decke heraus, faßte seinen Vater am Armel und legte sich zum Einschlafen zurecht.

Für eine Weile wartete der Alte geduldig. Dann machte ihn die ungewöhnliche Stille im Hause unruhig, und ohne vom Bett aufzustehen, öffnete er mit der freien Hand behutsam die Tür und spähte in das Nebenzimmer. Zu seinem großen Erstaunen waren die Männer gegangen.

Aber im selben Augenblick zersprang ein schwelendes Stück Holz im Kamin, dabei

sah er im aufflammenden Lichtschein die Gestalt Dick Bullens vor der veraschenden Glut sitzen.

„Hallo!“

Dick fuhr zusammen, stand auf und kam verlegen auf ihn zu.

„Wo sind die Jungen geblieben?“ fragte der Alte.

„Wollen sich die Beine ein bißchen vertreten — draußen in der Schlucht. Werden in einer Minute zurück sein. Ich warte auf sie. Was starrst du mich so groß an, Alter?“ sagte er mit gekünsteltem Lachen, „glaubst vielleicht, ich wäre besoffen?“

Man hätte dem Alten eine solche Vermutung nicht übelnehmen können, weil Dicks Augen voll Tränen standen und sein Gesicht gerötet war. Sein Körper schlenkerte zum Kamin zurück. Er gähnte, schüttelte sich und knöpfte dabei seinen Rock zu.

„Dafür war es etwas zu wenig Schnaps, Alter. Bleib nur sitzen da“, fuhr er fort, als er sah, daß sich der Alte von Jonny's Hand am Armel frei machen wollte.

„Mache dir keine Umstände und bleib sitzen, wo du bist. Ich gehe sowieso gleich, da kommen sie schon.“

Es wurde leise an die Tür geklopft. Dick Bullen öffnete, nickte dem Alten „Gute Nacht“ zu und ging hinaus. Der Alte wäre aufgestanden, sich von den Männern zu verabschieden, hätte sich die kleine Hand nicht im Schlafe fest an seinen Armel geklammert.

Er hätte sich gewiß davon frei machen können. Die Hand war klein, schwach und abgemagert. Aber gerade darum, weil sie so klein, schwach und abgemagert war, vermochte er sich nicht davon zu lösen. Er zog seinen Stuhl näher ans Bett und legte seinen Kopf auf die Bettdecke. In dieser unbequemen Stellung überkam ihm die Wirkung des Schnapses, den er am Abend getrunken hatte. Der Raum schwankte und verschwamm vor seinen Augen war wieder da, verschwamm wieder, sank vor ihm weg und senkte ihn hinab in den Schlaf.

Dick Bullen hatte die Tür hinter sich geschlossen und stand inmitten der Kameraden. „Bist du fertig?“ fragte Staples.

„Alles in Ordnung“, sagte Dick, „wieviel ist die Uhr?“

„Eben zwölf durch“, kam die Antwort.

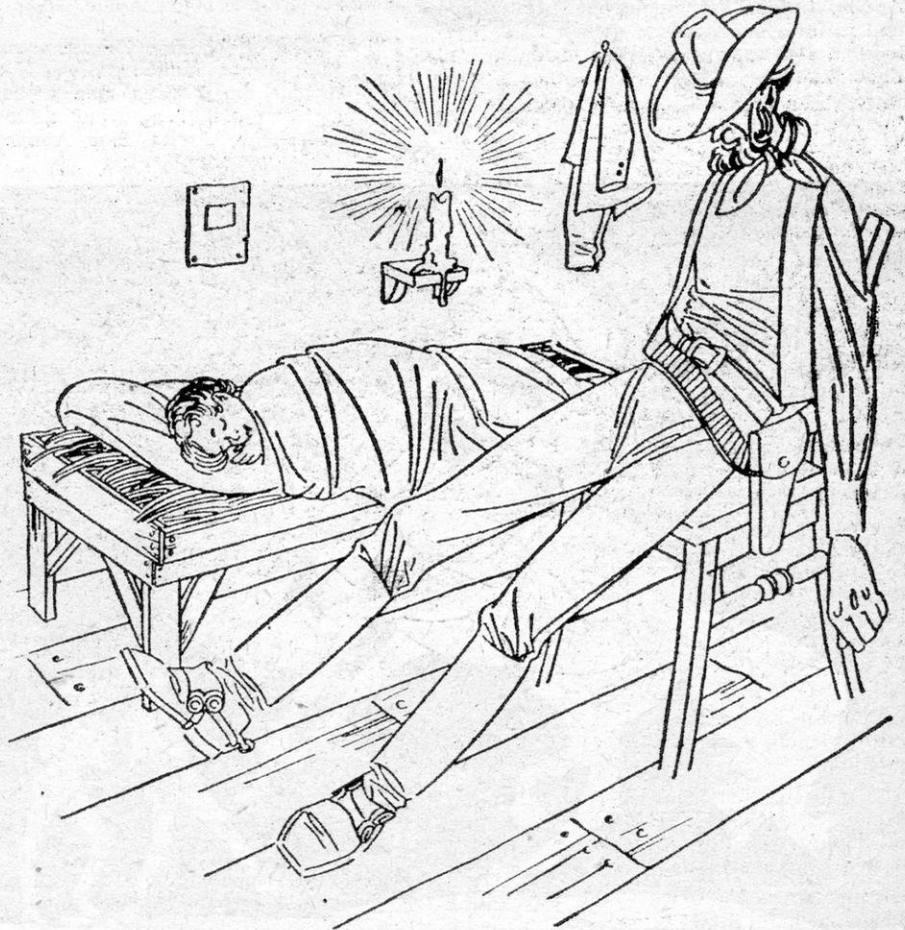
„Wirst du es wirklich schaffen? — Es sind an die fünfzig Meilen hin und zurück.“

„Soviel werden es schon sein“, erwiderte Dick schnell, „wo habt ihr die Stute?“

„Bill und Jack warten auf dich an der Kreuzung.“

„Dann sollen sie eine knappe Minute warten“, sagte Dick.

Er drehte sich um und ging noch einmal leise zurück ins Haus. Beim flackernden Kerzenlicht und verglühenden Kaminfeuer sah er die offenstehende Tür der kleinen Kammer. Er tappte auf den Zehenspitzen näher und blickte hinein. Der Alte lag



zurückgesunken auf seinem Stuhl und schnarchte, die Beine unbeholfen von sich gestreckt, die Schultern erschlaft zusammengesunken und den Hut über die Augen gerutscht. Auf der schmalen hölzernen Pritsche schlief Jonny, warm und eng eingewickelt in eine Decke, die nur einen Streifen der Stirn mit ein paar verschwitzten Haarsträhnen freigab.

Dick Bullen ging noch einen Schritt näher, blieb stehen und warf einen Blick über seine Schultern zurück in den verlassenen Raum. Alles war still.

Es überkam ihn plötzlich ein Gefühl, daß er sich mit beiden Händen den starken Schnurrbart zurückstrich und über den schlafenden Jungen beugte. Doch wie verhext bullerte im selben Moment wie abgelauret ein Windstoß im Kamin, schlug die Asche von der Glut, so daß der Raum mit einer schamlosen Helligkeit aufglühte, davor Dick Bullen verwirrt und erschreckt davonlief.

Seine Kameraden erwarteten ihn wie vereinbart am Kreuzweg.

Zwei der Männer hatten im Dunkeln mit einem seltsam mißgestalteten Ungetüm zu tun, das sich ungebärdig bewegte und das, als Dick näherkam, die Umrisse eines großen fahlen Pferdes annahm.

Es war die bereitgestellte Stute.

Sie bot keinen angenehmen Anblick. Von ihrem gebogenen Nasenbein bis zu ihren empotragenden Hanken, von ihrem eingefallenen Rücken, den ein steifer mexikanischer Sattel ausfüllte, bis zu den dickknöchigen geraden Beinen war keine Spur einer rassigen Linie an dem Ungetüm. In ihren halb erblindeten, sehr boshaften weißen Augen, in der herabhängenden Unterlippe und in ihrer monströsen gelben Farbe verbargen sich alle tückischen Launen und Bockigkeiten.

„Aufpassen!“ rief Staples, „Jungen, weg da von ihren Hinterbeinen — nun rauf mit

dir! — Halt dich erst fest an der Mähne und rein in den rechten Steigbügel! — Bravo!“

Ein Sprung und kurzes Kreiseln, ein Satz und Beiseitespringen der Männer — ein wirbelndes Davonstieben von Hufen, ein wiederholtes Aufbäumen, daß die Erde dröhnte, ein zerrendes Getöse und Sporenklirren, ein Davonstürmen und irgendwo aus der Dunkelheit Dicks Ruf: „Allright!“

„Auf dem Rückweg die untere Straße nehmen! — Gib ihr den Kopf frei den Hang runter! — Wir sind um fünf Uhr an der Furt! —

Hoppla; Vorwärts! Mach Beine, Mula!“

Aufspritzende Funken vom steinigen Weg und Hufgeklapper auf felsigem Grund... und Dick war über alle Berge.

Es war eine Stunde nach Mitternacht, und Dick Bullen war gerade am Klapperschlangenfluß angekommen. Auf dem Wege dahin hatte die Stute Jovita ihm all ihre Laster gezeigt und all ihre Bosheiten vorgeführt.

Zweimal war sie über die Erde hin gestolpert. Zweimal hatte sie ihre römische Nase hochgerissen, ihm die Zügel aus den Händen zu winden, und war, Gebiß und Kandarre nicht achtend, wie toll querfeldein mit ihm gerast. Zweimal hatte sie sich gebäumt und hatte sich hochbeinig auf die Hinterbacken gesetzt, und zweimal hatte sich der sattelfeste Dick unbeschadet wieder in die Steigbügel geschwungen, bevor sie wieder auf die davonschnellenden Beine kam.

Und eine Meile vor ihnen, am Fuße des hingestreckten Hügels, blänkerte der Klapperschlangenfluß.

Dick wußte, daß hier der entscheidende Punkt war, der sein Vorhaben zum Gelingen oder Scheitern bringen mußte.

Mit zusammengebissenen Zähnen stemmte er seine Knie in ihre Flanke und wechselte von der Abwehr der Tücken zum wilden Anfeuern. Mit einem Tempo außer Rand und Band erreichte Jovita den Abhang des

Hügels. Der schlaue Dick erging sich in brüllende Flüche und geheuchelte Warnrufe, als wollte er sie zurückhalten.

Überflüssig zu sagen daß Jovita wie zum Trotze nicht zu halten war und unentwegt weiterstürmte und mit welcher Geschwindigkeit sie den steilen Hang hinunterpreschte. Die Sache ist ausführlicher in der Chronik von Simpsons Bar aufgezeichnet.

Es genügt, daß es Dick schien, daß sie im nächsten Augenblick über das überflutete Ufer in den Klapperschlangenfluß hineinklatschte.

Dick hatte richtig vorausgesehen, die große Geschwindigkeit hatte sie daran gehindert zu scheuen, und da er sie beim mächtigen Ansprung scharf zusammenhielt, stürzten sie mitten in den reißenden Fluß.

Ein heftiges Umsichschlagen, Plantschen und Schwimmen, und Dick atmete tief auf am anderen Flußufer.

Die Straße vom Klapperschlangenfluß zum Roten Berge lief gleichmäßig eben dahin.

Entweder hatte das kühle Naß des Klapperschlangenflusses ihre Bockbeinigkeit gebändigt, oder die Kraft, mit der sie bedient worden war, hatte ihr die Überlegenheit des Reiters zu spüren gegeben, denn Jovita warf jetzt nicht mehr so locker mit dem Überfluß ihres Temperamentes um sich. Aus Gewohnheit bockte sie zwar noch mal und scheute vor dem weißgetünchten Bethaus an der Landstraßenkreuzung. Sie begann unzufrieden zu schnauben, hustete ein-, zweimal leicht, ohne mit ihrer Kraft und Schnelligkeit nachzulassen.

Ihre dröhnenden Hufe setzten über Löcher, Gräben, Kieshaufen, Streifen glatten Grases hin.

Gegen zwei Uhr waren sie am Roten Berg vorbei, und hier begann der Abstieg in die Ebene.

Zehn Minuten später überholten sie den Kutscher der Kurierpost, der glaubte, „ein Reiter auf feurigem Roß sei an ihm vorbeigeflogen“.

Um halb drei reckte sich Dick mit lautem Aufschrei in den Steigbügel hoch.

Sterne strahlten durch zerrissene Wolken. Darunter tauchten in der Ebene zwei Türme auf, näher ein hoher Flaggenmast und ringsherum Umrisse von Häuserreihen.

Dicks Sporen klirrten, und die Peitsche sauste in seiner Hand. Jovita schoß vorwärts, und im nächsten Augenblick jagten sie durch Tuttleville und hielten vor der hölzernen Veranda beim „Hotel aller Nationen“ an.

Was sich in dieser Nacht in Tuttleville begab, gehört nicht alles in diese Aufzeichnungen. Kurzum sei immerhin berichtet, daß, nachdem Jovita einem verschlafenen Stallburschen in die Hand gegeben wurde, den sie sogleich mit ihrer ausgelassenen Bockigkeit zum völligen Erwachen brachte, Dick mit dem Barkeeper sich eiligst auf den Weg in die nachtschlafende Stadt machte.

Noch schimmerte Licht aus verschiedenen Salons und Spielhäusern, aber dort hatten sie nichts zu suchen. Sie blieben vor einigen geschlossenen Läden stehen, holten durch beharrliches Klopfen und gütliches Rufen die Besitzer aus den Betten und brachten sie dazu, die Türen ihrer Geschäfte und Läger zu öffnen, um die gewünschten Waren her-



vorzuholen. Manchmal wurden sie auch mit Flüchen abgewiesen, fanden jedoch zumeist freundliches Entgegenkommen und Rücksicht für ihre reichlich späten Wünsche, was regelmäßig mit einem Gläschen seinen Abschluß fand.

Es war drei Uhr geworden, ehe dieser Einkaufsweg zu Ende ging und Dick mit einem kleinen wasserdichten Sack, den er sich auf den Rücken geschnallt hatte, wieder zum Hotel zurückkehrte.

Hier jedoch lauerten ihm Schönheiten mit verführerischen Reizen auf, mit anschniegender Leibern und lockenden Reden in spanischem Akzent. Umsonst wiederholten sie ihm ihre schmeichelnden Einladungen ins „Excelsior“, die allerdings von allen ehrbaren Männern aus den Bergen und ebenfalls von diesem Kind der Sierra abgewiesen wurden — eine Abweisung, die augenblicklich mit einem geringschätzenden Lächeln und mit seinem letzten Goldstück eine Milderung erfuhr.

Dann sprang er in den Sattel und galoppierte die einsame Straße entlang und hinaus in die noch einsamere Ebene, in der bald die dunkeln Umrisse der Häuser, die Türme und der hohe Flaggenmast hinter ihm versanken und sich in der Ferne verloren.

Der Sturm hatte den Himmel aufgeklärt und die Wolken verjagt. Die Luft war frisch und kalt. Die Umrisse der Landschaft waren deutlich erkennbar, und es war bereits halb fünf, als Dick am Bethaus vorüberritt und die Kreuzung der Landstraße wieder erreichte.

Um nicht wieder den schwierigen Steilhang hinauf zu müssen, hatte er einen längeren Umweg eingeschlagen. Der verheulene Schlamm auf der Straße reichte Jovita bis hoch hinauf zu den Fesseln. Das war ein schlimmer Anlauf für den beständigen Anstieg über fünf Meilen.

Aber Jovita hielt durch und ging mit ihrer gewohnten Gangart über den Schlamm und durch die Wassertümpel hinweg.

Eine halbe Stunde später erreichten sie die lange ebene Strecke, die zum Klapperschlangenfluß führte.

In einer halben Stunde konnten sie am Fluß sein.

Er schlug die Zügel leicht gegen den Hals der Stute, um sie zu ermuntern und begann vor sich hin zu singen.

Plötzlich — mit einem aufbäumenden Sprung — scheute Jovita und hätte einen weniger geübten Reiter glatt aus dem Sattel geworfen. Eine Gestalt, die von der Straßenböschung heraufgesprungen kam, hatte sich dem Tier in die Zügel geworfen, und gleichzeitig hob sich auf der Straße vor ihnen der Schatten eines Pferdes mit einem Reiter.

„Hände hoch!“ schrie ihn die zweite Gestalt mit einem fluchenden Beiwort an.

„Zurück, Jack Simpson, du bist es, ich habe dich erkannt, verdammter Spitzbube! — Den Weg frei — oder —“

Dick Bullen kam mit dem Satz nicht zu Ende. Jovita hob sich jäh in die Höhe, schleuderte die Gesalt mit ihrem starken Schädel vom Zügel fort und stürzte sich mit voller Wucht gegen das Hindernis auf dem Wege. Ein fluchender Schrei, ein Pistolenschuß flammte hoch — und Pferd und Wegelagerer wälzten sich kopfüber auf der Straße. Mit wenigen Sätzen war Jovita weit über das Hindernis weg. Aber der gute rechte Arm von Dick hing zerschmettert und schlaff an seinem Körper herab.

Ohne im schnellen Ritt einzuhalten, wechselte er die Zügel hinüber in die linke Hand. Aber er sah sich wenige Minuten später doch ge-



zwungen, anzuhalten, um den Sattelgurt nachzuziehen, der sich bei dem Zusammenprall gelockert hatte. Das nahm mit einer Hand die doppelte Zeit in Anspruch.

Er fürchtete nicht, daß die Halunken ihn verfolgen würden, aber hinter sich auf den Weg blickend, gewahrte er im Osten das Verblissen der Sterne und daß die fernen Berggipfel ihr geisterndes Weiß verloren und schon schwärzlich vor einem lichter werdenden Himmel standen.

Der kommende Tag war ihm dicht auf den Fersen.

Von einem einzigen Gedanken gehetzt, vergaß er die Schmerzen der Wunde, sprang auf und jagte dem Klapperschlangenfluß zu. Jovitas stöhnendes Keuchen wurde von Dick Bullens verkramptes Ächzen unterbrochen. Er wankte im Sattel, und heller, immer heller wurde es am Himmel.

Ein Sausen machte seine Ohren taub. War es die Erschöpfung durch den Blutverlust oder was?

Alles schwamm ihm vor den Augen und ein übler Schwindel packte ihn an der Kehle, als er den Hügel abwärts jagte, und er fand sich nicht mehr in der Landschaft zurecht.

War er vom richtigen Wege abgekommen, oder war die Wasserfläche vor ihm der Klapperschlangenfluß?

Er war richtig geritten. Aber das gurgelnde Wasser, das er fünf Stunden vorher durch-

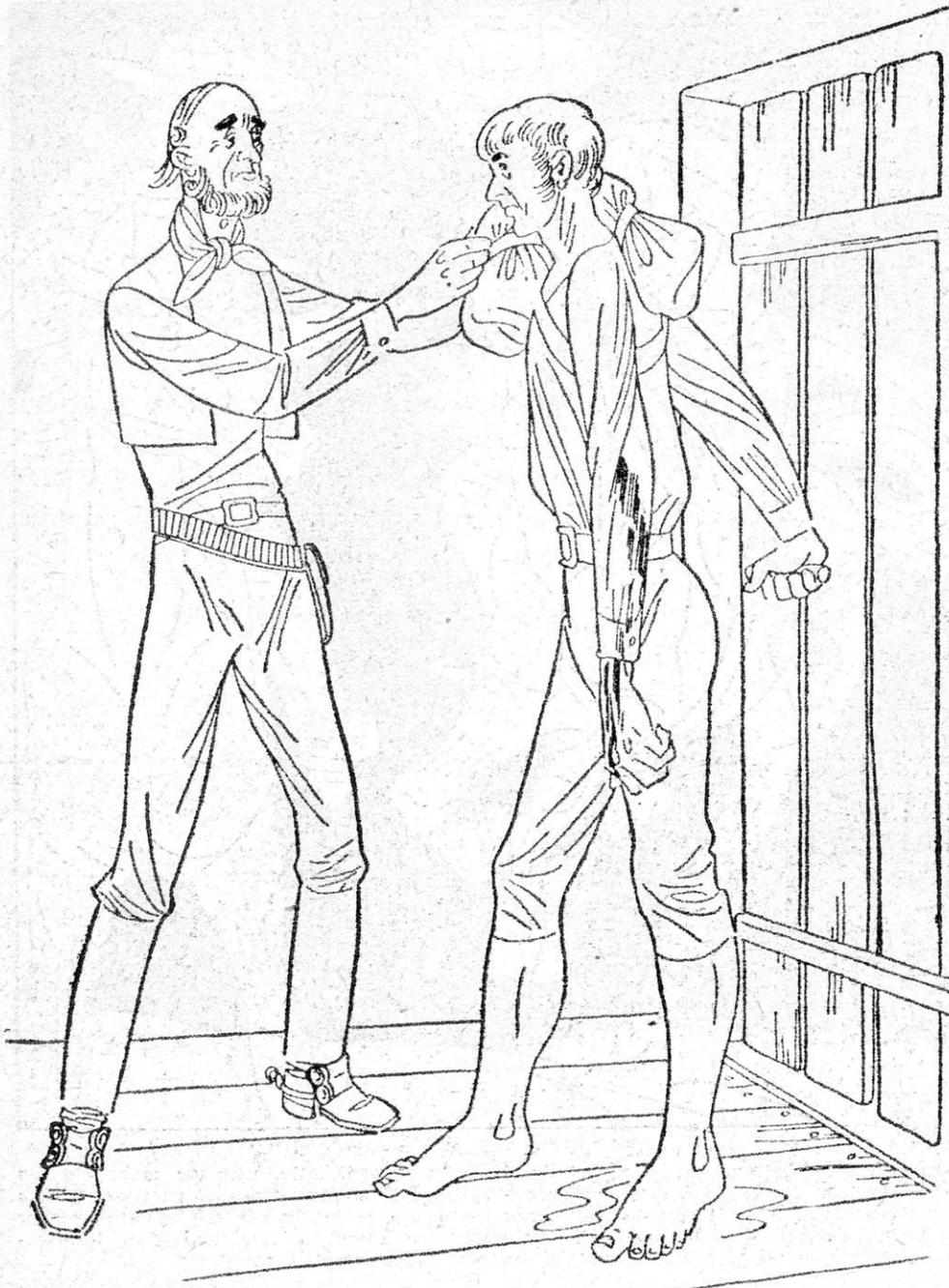
schwommen hatte, war um mehr als das Doppelte angestiegen, und jetzt wälzte sich ein schier unbezwinglich dahinwogender Strom zwischen ihm und dem Klapperschlangenhügel.

Zum erstenmal in dieser Nacht sank Dick Bullen der Mut.

Das Hochwasser, der nahe Hügel und der helle Tag im Osten — seine Augen wollten es nicht sehen. Dabei zeigten sich ihm im inneren Auge die dunkle Kammer in Simpsons Bar mit den schlafenden Gestalten des Alten und Jonnys.

Er riß wild die Augen auf, warf seinen Rock, Pistole, Stiefel und Sattel im Bogen von sich, schnallte den wasserdichten Sack wie ein kostbares Bündel eng um die Schulter, klammerte sich mit den nackten Knien krampfhaft fest um Jovitas Flanken und stürzte sich mit einem wilden Schrei in das lehmgelbe Wasser. Ein Schrei antwortete zurück vom anderen Ufer, als die Köpfe eines Mannes und eines Pferdes sich einige Augenblicke gegen die reißende Strömung stemmten und dann inmitten entwurzelter Bäume und kreiselnder Treibhölzer fortgerissen wurden.

Der Alte in der Hütte oben in der Fichtenschlucht schrak auf und erwachte. Das Feuer im Kamin war erloschen, und jemand klopfte an die Tür.



Er ging öffnen und fuhr mit einem Angstlaut vor einer triefenden halbnackten Gestalt zurück, die sich am Türpfosten schwankend aufrecht hielt.

„Dick?“

„Pst! Ist er schon wach?“

„Nein — aber Dick bist du es?“

„Halt's Maul, du Schafskoppl — Bring mir einen Schnaps, aber schnell —“

Der Alte beeilte sich und kam mit einer leeren Flasche zurück. Dick würde gedonnert haben, aber dazu hatte er nicht mehr die Kraft. Er taumelte, hielt sich an der Türklinke und deutete auf den Sack, der ihm auf der Schulter hing.

„Da ist was drin — in dem Paket — für Jonny. Nimm es ab — ich kann nicht.“

Der Alte schnallte ihm den Beutel ab und legte ihn vor Dick hin, der sich kaum noch aufrecht zu halten vermochte.

„Mache es auf — schnell!“

Dem Alten zitterten dabei die Finger.

Es enthielt nur ein paar lächerliche Spielsachen, wohlfeil und närrisch, weiß Gott wofür, aber blitzblank lackiert und lustig aufgemacht. Eines davon war schon zerbrochen, ein anderes hatte Wasser abgekriegt und war davon unansehnlich geworden, und am dritten Spielzeug kiebte — oje, oje — dunkles Blut.

„Es hat schon was abgekriegt, allerdings“, sagte Dick reumütig. „... aber es war nichts Besseres zu bekommen... Nimm sie, Alter, und steck sie ihm in die Strümpfe und sage ihm — sag ihm, du weißt schon — halt mich, Alter...“

Der Alte fing die zusammenbrechende Gestalt auf.

„Sag ihm“, sagte Dick mit schwachem, schmerzlichem Lächeln, „sag ihm, Sankt Nikolaus ist gekommen!“

Und so, wie gesagt, voll Schmutz, in Lumpen, stoppelbartig und ungeschoren und mit einem leblos von der Schulter herabhängenden Arm kam Sankt Nikolaus nach Simpsons Bar und brach auf der Schwelle des ersten Hauses bewußtlos nieder.

Die Morgendämmerung des Weihnachtstages kam langsam herauf und ließ die fernen Gipfel mit der rosigen Wärme unauslöschlicher Liebe erglühen. Sie strahlte so zärtlich auf Simpsons Bar, daß der weite Berg Rücken, wie bei einer edelmütigen Tat ertappt, bis in den Himmel hinein errötete.

Übertragen aus dem Amerikanischen, von C. P. Hiesgen

# Gesicht einer Jahreszeit



Gut ist die Satttheit, schön die Wärme eines Raumes, wohl tut ein dicker Pelz, köstlich sind ein Paar wasserdichte Schuhe, und herrlich ist das Erlebnis einer Schneelandschaft. Doch wehe dem Kinde, das kein Hemd am Leibe und keine Schuhe an den Füßen hat. Wehe den alten Leuten, die kein Geld für Kohlen haben und sie auf den Halden suchen müssen. Wehe denen, die in kalten, nassen, dunkeln Räumen leben müssen. Das sind die Gegensätze, die der Winter schonungslos bloßlegt und damit Anklage erhebt gegen die soziale und wirtschaftliche „Ordnung“ dieser Zeit.





## VON MENSCHEN, DIE AM RANDE LEBEN

Türen klappen. Der Motor heult auf. Lautlos gleitet das Auto über die nächtlichen Straßen der Stadt.

„Es tut mir ja nun leid, daß unsere Razzia heute erfolglos war.“ Der Kriminalbeamte von der Fahndung glaubte, sich deshalb bei mir entschuldigen zu müssen. Dabei war ich es selbst, die voll brennender Neugier eine Nachtstreife mit der Kripo miterleben wollte, um darüber zu schreiben. Ein zündender Artikel mit schreienden Überschriften sollte es werden, und Verdammnis gegen das nächtliche Gesindel sollte er sprühen. Vielleicht wäre es auch so geworden, wären wir nicht auf der Heimfahrt an einer Villa vorbeigekommen, deren breite Fensterfronten prahlerisch strahlende Lichtbündel in die Nachtschwärze hinauswarfen. Mir war, als beleuchteten sie plötzlich das eben Gesehene von einer ganz neuen Seite, und das Erlebte glitt noch einmal an meinen Augen vorüber: ... Vorsichtig steigen wir die wenigen Stufen zu einem Kellerloch am Hafen hinab.



Mit verbissenem Trotz läßt man sich durchsuchen. Man hat eben Pech gehabt. Es ist ja doch alles so egal — — — Fotos: H. H. Bauer, dpt

Grell plärrt das Radio in den schlechtbeleuchteten Raum. „... so schön wie heut', so müßt' es bleiben...“ schmalzt es verführerisch den wenigen nächtlichen Kellerbesuchern entgegen. Ich sehe einen jungen Mann in der Ecke vor einem abgestandenen Glas Bier sitzen. Seine Mundwinkel sind herabgezogen. Er stiert vor sich hin. Ein Mädchen, ungepflegt, in einer grellroten Bluse, schwatzt auf ihn ein. In langen Zügen stößt es Zigarettenrauch aus der Nase. An einem anderen Tisch lümmelt ein Betrunkener. Er lallt etwas und wiegt seinen häßlichen Kopf nach der Musik. Ein Pärchen hält sich nicht ohne Grund im Schutze einer Nische auf. Der Kellner balanciert gelangweilt ein Schnapsglas an mir vorüber und stellt es vor einem Halbwüchsigen ab. Dann wischt er mit seinem Tuch ein paar Pfützen vom fleckigen Holztisch...

... Die Uhrzeiger im Bahnhofswartesaal sind eben auf Mitternacht gerückt. Von innen wird der Schlüssel im Türschloß herumgedreht. Feierabend! Auf dem Bahnsteig ist es wie ausgestorben. Da taucht auf einmal ein junges Mädchen vor uns auf, nutterseelenallein. Es muß mit zur Bahnhofspolizei. Man kennt es dort bereits. Widerstrebend erzählt das junge Ding: „Der Zug ist mir davongefahren. Dann kam ein Mann, der etwas von mir wollte ...“ „Sorgen sich deine Eltern nicht, wenn du so lange unterwegs bist?“ fragt der Beamte dazwischen. „Pah, mit denen will ich nichts zu tun haben. Die sind ja an allem schuld.“ Mehr sagt die Unbekannte nicht. Aus den Papieren ist ersichtlich: 18 Jahre, bisher unter Aufsicht des Jugendamtes gewesen, Mutter in der Heilanstalt. „Bleib heute hier in der Übernachtungsstelle, und morgen früh gehst du dann heim!“ rät man ihr. Doch ehe wir uns umsehen, ist das Mädchen im Dunkel der Straße verschwunden.

... Ein Kreuz hängt an einer Wand in der Übernachtungsbaracke der Inneren Mission. Ich muß immer wieder darauf sehen. „Bitte 50 Pfennig. — So, Ihren Ausweis. — Danke — Gute Nacht!“ Gestalten, die zum größten Teil nicht wissen, wohin sie morgen ihren Fuß setzen sollen, schlagen aufseufzend die Decke über sich. Sie riecht nach Karbol. Wenn nur der Schlaf bald käme! Gute Nacht! Für 50 Pfennig...!

... „Die Frau X wohnt ja noch immer hier!“ Der Kriminalbeamte durchblättert aufmerksam die Eintragungen im Durchgangslager. „Das Wohnungsamt hat ihr noch kein Zimmer zuweisen können“, entgegnet gähmend der Wächter. „Und hier die Puppe?“ „Ach die, die ist noch immer ohne Arbeit. Das ist doch die mit Tbc. Sie schlägt sich halt mit Wäsche waschen und so durch.“ „Fünf Kinder gehören hier zu der Frau Y?“ „Ja, der geht's verteuftelt dreckig. Von ihren sechs Lebensmittelkarten gehören ihr nur zwei. Die übrigen muß sie zu Geld machen, wo ihr doch kaum noch jemand etwas dafür gibt.“ Das Buch birgt lauter traurige Schicksale. Wir gehen wortlos aus der Nissenhütte. Ein Drahtzaun ist darumgezogen. Will man das Elend darin bannen...?

Unsere „Jagd“ ist zu Ende. Wir suchten lichtscheues Gesindel. Wir fanden Menschen in großer moralischer und seelischer Not. Menschen, die heute im Schatten des Lebens stehen und morgen vielleicht schon straffällig werden können. Man wird sie dann aus ihrem Dilemma heraus vor den Richtertisch zerrn und wird sie verurteilen nach vielen Paragraphen. Das ist gerecht, sagen die anderen, die im Licht stehen dürfen. Aber wer von denen, die über diese Armen ein Urteil sprechen, hat jemals versucht, ihnen aus der Not zu helfen?

Ich habe in den wenigen Nachtstunden, so wenig Aufregendes sie wohl für einen Kriminalbeamten bieten konnten, mehr gesehen, als ich fürchtete. Ich habe Menschen gesprochen, die ohnmächtig und ohne jeden Hoffnungsschimmer in ihrer Not stehen. Freudlos stumpfe Gesichter der lebenshungrigen Jugend blickten mich an. Laster, Not, Schmutz und Verkommenheit lagen dicht beieinander. Wie konnten sie Herrschaft über diese Menschen gewinnen? Ist es nicht mit die Schuld derer, die versäumten, ihnen zu helfen?

Brigitta Schulze



Wen klagt dieser junge Mann wohl an, wenn er in einsamer Zelle über sein Schicksal nachdenkt?

# Wir sind allein . . .

Wir sind allein in dieser Welt.  
Verschlossen ist uns jedes Haus,  
und alle weisen uns hinaus.  
Wer will uns Herberg geben?

Wir sind so bloß auf dieser Welt.  
Ich hab' kein Linnen, keine Schuh'.  
Womit deck' ich mein Kind denn zu?  
Wer will uns Arme kleiden?

Wir sind voll Harm in dieser Welt.  
Das Herz ist mir voll Bitterkeit,  
und alle Hoffnung ist so weit.  
Wer will uns Arme trösten?

Wir sind gefangen in der Welt.  
Die Nacht ist wie ein Kerker kalt  
und dunkel wie ein böser Wald.  
Wer will uns Freiheit bringen?

Wir sind so krank in dieser Welt.  
Der Schmerz ist wie ein heißer Brand,  
es kühlt uns keine milde Hand.  
Wer will uns Kranke heilen?

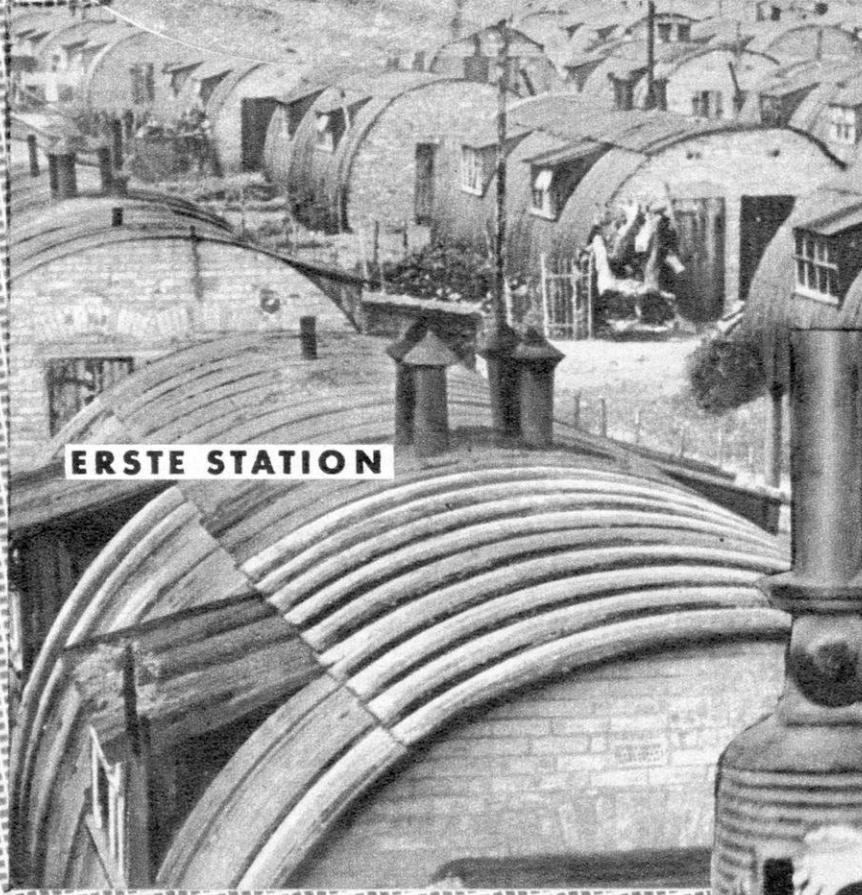
Wir sind so arm in dieser Welt.  
Wir haben Speise nicht und Trank  
und keinen Tisch und keine Bank.  
Wer will uns Arme speisen?

Wir sind gering in dieser Welt.  
Die Erde gibt nicht Raum, nicht Brot,  
kein Mensch erbarmt sich unserer Not.  
Mein Gott, komm uns zu Hilfe.

Thomas Klausner

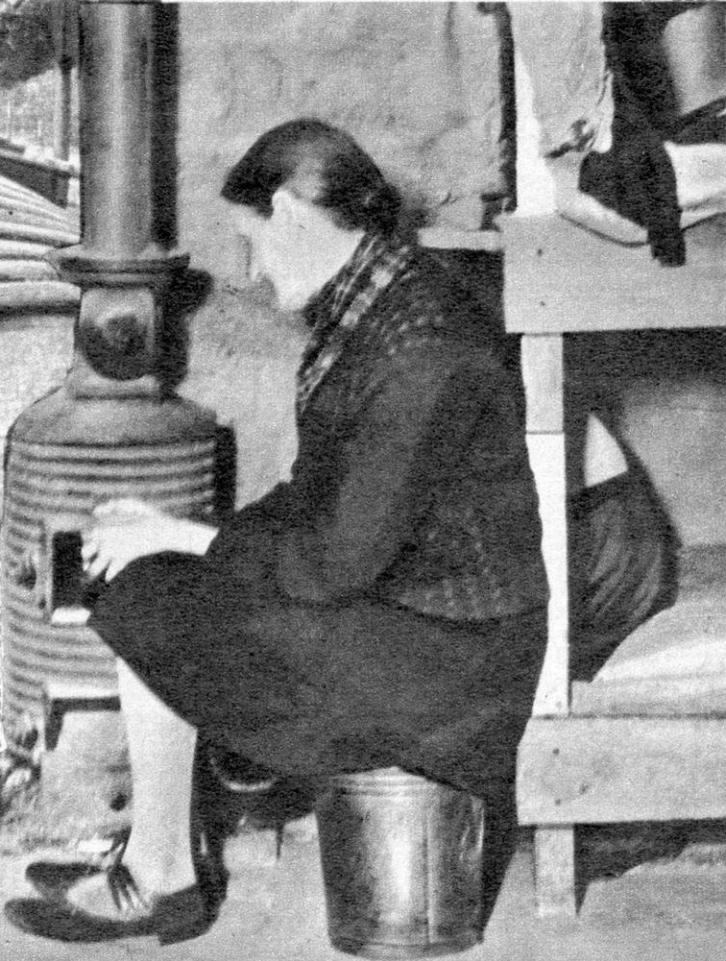


**SO BEGANN ES**



**ERSTE STATION**

## Hoffnungslos?



# Das schnellste Spiel der Welt



Gustav Jänecke, Deutschlands populärster Eishockeyspieler.

Das ist ein Spiel für Männer. Auf Schlittschuhen in rasender Geschwindigkeit auf glitzernder Eisfläche, den Schläger in Händen, auf das gegnerische Tor jagen. Die Zuschauer schauen fasziniert auf die Männer, die dick gepolstert, elegant, oft fast tänzerisch gegeneinander anstürmen. Blitzartig wechseln die Szenen. Spieler stürzen oder werden herausgestellt. Pausenlos geht es hin und her, und immer ist die kleine schwarze Scheibe, Puck genannt, Mittelpunkt.

Das ist Eishockey, ein Kampfspiel für robuste Naturen. Ein Spiel, das an den Körperkräften zehrt und höchsten männlichen Einsatz verlangt. Eishockey ist ein verhältnismäßig junger Sport in Deutschland, und doch hat er unzählige Anhänger. Wo kommt dieses Spiel her, und wie wird es gespielt? Dieses Spiel kommt aus der Winterpracht Kanadas. Zwischen 1875 und 1880 wurde es erstmalig gespielt. Über seine Entstehung gibt es verschiedene Lesarten, die sich alle ähneln. Eine wollen wir wiedergeben. Im Jahre 1879 besuchte der kanadische Student W. F. Robertson England. Als Zuschauer von Landhockeyspielen, das in England sehr viel gespielt wird, kam er auf den Gedanken, man müsse dieses Spiel auch auf den weiten kanadischen Eisflächen spielen können, auf Schlittschuhen und mit einem entsprechenden Ball. Robertson ging an die Verwirklichung seiner Idee, und noch im selben Jahr soll auf dem Eis des Ottawafusses das erste Eishockeytreffen stattgefunden haben. Regeln hatte man sich selbst geschaffen, und als Ball schaffte man den Puck, indem man an einem Hartgummiball zwei Kuppen abschnitt und die verbliebene Mittelscheibe zum Spiel benutzte. Mit 15 bis 20 Mann auf jeder Seite soll man gegeneinander losgestürzt sein und sehr viel Spaß dabei gehabt haben. Nun, das ist eine der alten Geschichten.

Kanada, das Mutterland des Eishockeys, ist auch heute noch die Hochburg dieser Sportart. Das Können der kanadischen Spieler in der höchsten Klasse ist vollkommen. Unsere Kinder spielen Fußball, die kanadischen Eishockey.

Wie wird Eishockey gespielt?

Die normale Größe eines Spielfeldes soll 30 mal 60 m betragen. Spieldauer ist eine Stunde, die in drei Drittel zu je 20 Minuten geteilt ist. Eine Mannschaft auf der Spielfläche besteht aus Torwart, zwei Verteidigern und drei Stürmern, drei andere Stürmer stehen außerhalb der Spielfläche zum Auswechseln bereit und können jederzeit ausgewechselt werden. Die Regeln des Spiels haben im Laufe der Zeit manche Wandlungen erfahren. Wichtig ist, daß Spieler zur Strafe für eine Minute und länger hinausgestellt werden können, der Torwart muß den Puck ohne Zögern sofort wieder seitwärts ins Feld geben.

Die deutschen Eishockeyspieler gehörten zeitweise zu den besten Europas. Zweimal, 1930 und 1934, wurde die Europameisterschaft gewonnen. Der erfolgreichste deutsche Verein war der Berliner Schlittschuhclub, der nicht weniger als 17 mal Deutscher Meister war. Genau 100 Länderkämpfe wurden ausgetragen, von denen 40 gewonnen, 50 verloren wurden und 10 Unentschieden ausgingen. Erfolgreichster und populärster Spieler Deutschlands war Gustav Jänecke, der in 82 Länderkämpfen mitwirkte, der hart, schnell, temperamentvoll und doch anständig die Zuschauermassen mitriß. Er, der ein Stück Eishockeygeschichte auf der



Spielfläche erlebte, berichtet über einen seiner schönsten Kämpfe:

„Gleich zu Anfang des Turniers war die Lage wenig rosig, fast aussichtslos, denn wir verloren schon das erste Spiel gegen Österreich. Doch dann wurden die Österreicher von den Italienern geschlagen, die vor ihren Landsleuten eine große Leistung vollbrachten. Auch gegen uns kämpfte Italien mit großem Elan, aber wir vermochten sie mit 3:2 niederzuhalten. So kamen wir in die Zwischenrunde. Hier belegten wir den zweiten Platz hinter Kanada. Dieser Platz genügte für ein Spiel gegen die Tschechoslowakei, das um die Zulassung zur Vorschlußrunde auszutragen war. Ein eigenartiger Weg, doch ein Weg, der jeder Mannschaft eine Chance gab. Wir gewannen dieses Spiel knapp 1:0 und hingen damit in der Vorschlußrunde, wo Kanada, Amerika und die Schweiz unsere Gegner waren. Wir mußten gegen Amerika und die Schweizer gegen Kanada spielen. Es war klar, weder die Schweiz noch wir hatten eine Chance, unseren Gegner zu schlagen. Aus taktischen Gründen wagten wir gegen Amerika nicht das Letzte, denn die beiden besten europäischen Mannschaften des Turniers mußten anschließend noch um die Europameisterschaft gegeneinander kämpfen. Und für diese hatten sich die Schweiz und Deutschland klassifiziert.

Auch diesmal ist die Schweiz, wie vier Jahre zuvor, mit 1:0 in Führung gegangen. Wir kämpfen um den Ausgleich. Vergebens. Ehern, entschlossen, steht die Schweizer Mannschaft. Wir tragen mustergültige Kombinationen vor — vergebens. Wir schießen aus jeder Entfernung — zwecklos. Wir versuchen es mit Einzeldurchbrüchen — fruchtlos. Die Schweizer sind Klasse mit famoser Technik, stabiler Härte und ungeheurer Schnelligkeit. Es ist ein Kampf auf Biegen oder Brechen. Mit jeder Taktik versuchen wir zum Ziel zu kommen. Ich spiele als Verteidiger in guter Form; versuche von hinten blitzschnell durchzustößen. Doch der Gegner ist auf der Hut.

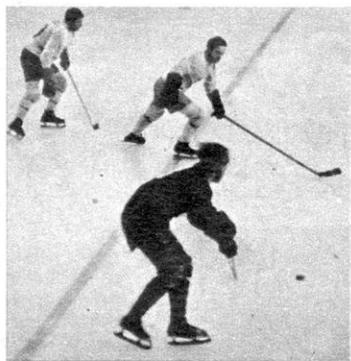
Die Zeit eilt. Schon laufen die ersten Journalisten zu den Telefonen und melden über den Draht den Sieg der Schweiz in ihre Länder. Während diese Nachricht bei den Zeitungen aufgenommen wird, schießt Römer, drei — vier Sekunden vor Schluß, von der Feldmitte auf das Schweizer Tor. Das Unglaubliche geschieht wahrhaftig: die Scheibe rutscht ins Tor!

Der Ausgleich ist da. Das bedeutet Verlängerung. Die Schweizer sind niedergeschlagen. Der sicher geglaubte Sieg ist entglitten; wo in mancher Redaktion schon die Schlagzeile geschrieben war: »Die Schweiz Europameister«. Ich fühle, daß diese Enttäuschung in der Verlängerung für die Schweizer ein Hemmschuh sein wird. Und so ist es. Nicht mehr so planvoll wie zuvor ist ihr Spiel; und doch kommen sie immer wieder herangejagt, wollen es noch einmal zwingen. Härte gegen Härte. Wir haben schwere Beine, sind müde — die Schweizer ebenfalls. Die erste Spielverlängerung geht vorüber; noch neigt die Waage sich keinem zu. Beide Stürmerreihen stoßen auf Beton. Zweite Verlängerung. Wir alle — Schweizer wie Deutsche — reißen uns noch einmal zusammen, jagen mit allerletzter Kraft übers Eis und pressen die letzte Luft aus den Lungen; jeder will den Siegestreffer erzwingen. Da hat Lang plötzlich den Puck vor den Schläger bekommen. Ein Schuß — und der zweite Treffer für uns ist erzielt. Das war der Sieg, die Europameisterschaft.“ H. A.

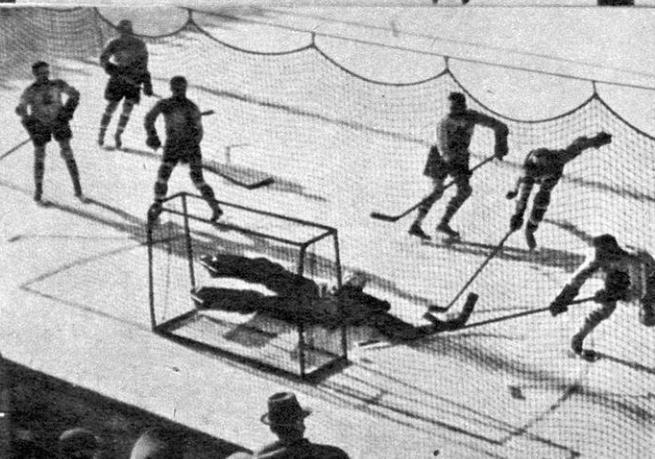


Lang liegt der Torwart vor dem Tor und kann die Stürmer am sicheren Einschub hindern.

Eine bewegte Spielszene im Eisstadion in Partenkirchen.



Hier ist nichts mehr zu machen, der Torwart ist geschlagen.



Das geht noch mal gut ab, es ging neben das Tor.



# DER STAUBFÄNGER

Der Kunstgewerbler Adam Lindner schritt im Atelier auf und ab und paffte Wolken aus seiner Stummelpfeife. Es war bei seinen bescheidenen Mitteln wirklich nicht leicht, ein passendes Weihnachtsgeschenk für einen Prokuristen zu finden, dem man sich dankbar erweisen wollte. Adam blickte auf die Stellagen, wo kunterbunt seine Arbeiten standen. Besonders gelungen war ihm der dicke Stoffmops, weiß und mit schwarzen Ringen. Doch dieser Mops war für Fräulein Ella gedacht, die an der Kasse des Lichtspielhauses saß. Man mußte also für den Prokuristen etwas anderes ausfindig machen. Adam stieß einen Pfiff aus, als er unter alten Zeitschriften einen Karton erspähte. Jetzt hatte er das Richtige! Er zog die Schachtel hervor und öffnete sie. Es war alles noch gut erhalten. Er nahm das Staubtuch und begann Stück um Stück zu polieren: Die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, das ein halbes Liter schlucken konnte, den marmornen Löscher, den marmornen Brieföffner und den marmornen Federhalter. Sicherlich würde diese Schreibgarnitur Eindruck machen! Adam schrieb eine Weihnachtskarte, heftete mit goldenem Faden ein Tannenreis dran, verpackte das Ganze und trug es zur Post. Der Prokurist würde das Paket noch rechtzeitig erhalten, ehe er seinen Weihnachtsurlaub antrat.



Der Prokurist Herbert Wiesmüller hatte seine Weihnachtseinkäufe gemacht. Als er mit einem Arm voller Päckchen heimkam, ärgerte er sich, daß er vergessen hatte, an ein Geschenk für seinen Freund Edmund zu denken. Unbedingt mußte er ihm eine Freude machen! — Was lag denn dort auf dem Tisch? Ein Paket? Wahrscheinlich, das erste Weihnachtspaket! Er öffnete es und packte eine vierteilige Schreibgarnitur aus. Absender: Adam Lindner. Der gute Kerl hatte sich in Unkosten

gestürzt, um, ihn zu erfreuen. Es war rührend. Nur, mit Verlaub, was sollte er mit diesen unhandlichen Dingen anfangen? Er hatte seinen bewährten Füllfederhalter und brauchte keinen andern. Sein leichter Löscher war ihm lieber als diese steinere Tintenwalze, und sein Federmesserchen schnitt flink jeden Brief auf. Da kam ihm ein Gedanke. Wie wäre es, wenn er mit dieser Schreibgarnitur Edmunds Weihnachtsgeschenk bestritt? Eine gute Idee! Er packte alles wieder ein: Die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löscher, den marmornen Brieföffner und den marmornen Federhalter. Dann nahm er eine Visitenkarte, band mit silbernem Faden ein Tannenreis dran, legte den Gruß oben auf und machte das Paket versandfertig, rechtzeitig vor Weihnachten.



Der Rechtsanwalt Edmund Döbler war jung verheiratet. Als er mittags heimkam, fragte seine Frau, ob er ein eindrucksvolles Weihnachtsgeschenk wüßte, das für die Kasseneila vom Lichtspielhaus gedacht sei. Denn eine Aufmerksamkeit sei sie ihrer alten Freundin schuldig. Der Rechtsanwalt dachte einen Augenblick nach. Ja, sagte er, er wüßte etwas Geeignetes. Da sei nämlich heute morgen ein Paket in der Kanzlei eingetroffen mit einem schweren marmornen Schreibservice. Das Geschenk sei ohne Zweifel sehr wirkungsvoll, nur für ihn persönlich käme es nicht in Betracht. Er würde auch weiterhin seinem alten tintenbekleckten Griffel die Treue halten.

Nachmittags wurde das Schreibservice in der Kanzlei abgeholt. Frau Döbler nahm eine neue Schachtel und legte die Teile, dekorativ mit Tannenzweigen besteckt, in ein Nest grüner Holzwohle hinein; die schwarze Marmorplatte mit dem riesigen Tintenfaß, den marmornen Löscher, den marmornen

Brieföffner und den marmornen Federhalter. Dann schrieb sie ihren und ihres Mannes Namen auf eine Weihnachtskarte und ver schnürte die Schachtel. Rechtzeitig vor Weihnachten ging sie ab.



Ella Zeller, das Kassenträulein des Lichtspielhauses, fand zwei Pakete vor, als sie am Tage vor Heiligabend heimkehrte. Zuerst packte sie einen dicken Stoffmops aus, weiß mit schwarzen Ringen. Sie hatte ihre helle Freude daran! Adam Lindner war doch ein feiner Kerl. Dann öffnete sie das andere Paket und fand eine vierteilige Schreibgarnitur vor. Es war ein Paradestück. Ella wog den Federhalter in der Hand. Welche Last! Niemals würde sie damit schreiben. Sie besaß ihren kleinen Füller mit der unverwüstlichen Goldfeder. Und um aufrichtig zu sein: ein einfaches Löschblatt war ihr lieber als dieser schaukelnde Grabstein aus Marmor. Und gar erst das Schwert von einem Brieföffner! Damit konnte man ja Nüsse aufschlagen! Nein, das war nichts für sie. Aber da kam ihr ein Gedanke. Ob es angängig ist, ein Geschenk weiterzuschicken? Sicherlich würde Adam Lindner als Kunstgewerbler diese Dinge aus Marmor besonders schätzen, während das Prunkstück bei ihr nur ein Staubfänger war. Und sie setzte sich gleich an den Schreibtisch, wünschte frohe Weihnachten, bedankte sich für den schönen Mops, wickelte die Schreibgarnitur wieder ein und vergaß auch das Tannenreis nicht. Eine halbe Stunde später war das Paket aufgegeben. Es ging expreß, und Adam Lindner würde es noch am Heiligabend erhalten.

Und er erhielt es! Er gab dem Postboten ein gutes Trinkgeld, so sehr freute er sich über das Paket von Ella Zeller. Was es wohl enthalten würde? Vielleicht einige Flaschen Wein?

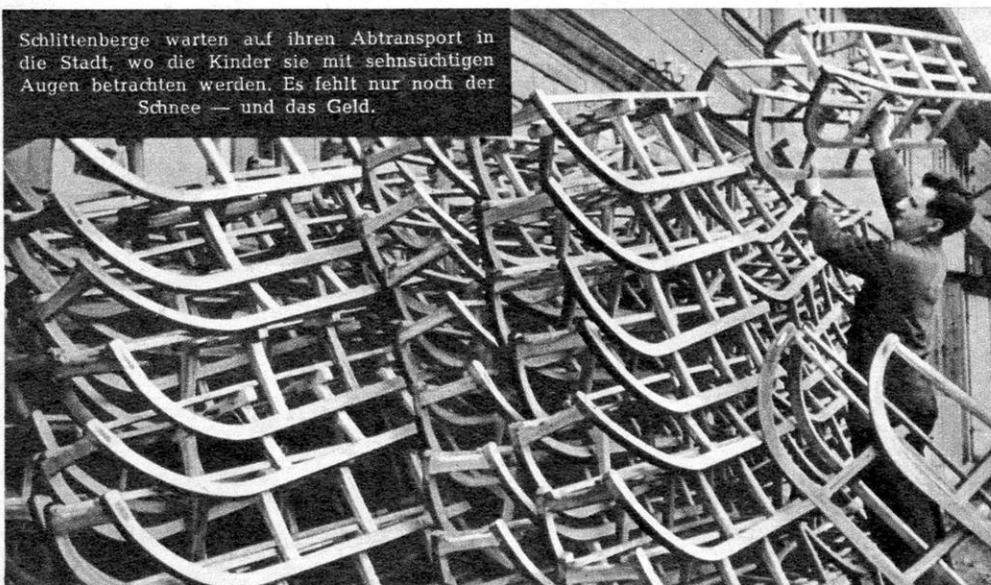
Verdutzt wickelte er einen marmornen Federhalter aus, dann einen marmornen Löscher, einen marmornen Brieföffner und schließlich eine marmorne Platte mit einem riesigen Tintenfaß. Peinlich berührt, drehte er die Platte um und sah nach einem gewissen kleinen Kratzer. Richtig! Es war seine eigene Schreibgarnitur!

Eine Weile stand er ratlos am Fenster. Er wußte nicht, was er denken sollte. Endlich dämmerte ihm der Zusammenhang, und überwältigt von der Situation, lachte er aus vollem Halse. Jedes Ding hat zwei Seiten, tröstete sich Adam Lindner. Diese Weihnacht schenkte ihm die Erkenntnis, daß das alte Wort „Mehr sein als scheinen“ auch für Geschenke gilt!

Und die marmorne Staubfängergarnitur, die wie ein Bummerang zurückgeschneit war, verschwand endgültig in der Versenkung.



Schlittenberge warten auf ihren Abtransport in die Stadt, wo die Kinder sie mit sehnsüchtigen Augen betrachten werden. Es fehlt nur noch der Schnee — und das Geld.



Text: Gert Lynch, Zeichn.: Josef Kronenberg

# Das Weihnachtswunder

\* BEI MUTTER PEHLKEN \*

Zum vierten Male nach dem Furchtbaren brannten die Lichter des Tannenbaums — empfanden die Menschen in Baracken und Villen, Kellerwohnungen und Mansarden wieder ein Glück ohne Angst und Not. Draußen, über den Dächern der Stadt, schwang das große Domgeläut, die Straßen lagen einsam und verlassen, hier und da blinkte unter dem kalten Laternenschein die Uniform eines Schutzmanns. Und der scharfe, unbeständige Ostwind ließ nichts Weihnachtliches zwischen den Gassen und Ruinen; es sei denn im Herzen einer Frau, deren kurze, flinke Schritte wohl ein besonderes Ziel hatten.

Es war schwer zu sagen, ob Frau Pehlken ging oder lief. Die schnelle Gangart nämlich stand in keinem rechten Verhältnis zu dem massiven Körper der Sechzigjährigen. Für ihre eigenen Maße aber mochte Mutter Pehlken laufen; denn der Weg führte sie — wie allabendlich — zum Hauptbahnhof, zu dem steten vorstellbaren Ziel all ihrer Hoffnung. Seit Jahren, seit der Ankunft des ersten aus Rußland Heimgekehrten, stand das Bild der großen Hallen und Bahnsteige in ihren Gedanken, und mit allen Wünschen sah sie stets nur die einfahrenden Züge. Weiter konnte sich Frau Pehlken die Rückkehr ihres einzigen Jungen nicht vorstellen; verarbeitete Hände und die ihr eigene, vom Vater ererbte nüchterne Art hatten sie nie zur Träumerin werden lassen.

Allein das Weihnachtsfest mit seinem Glanz und den schönsten Erinnerungen vermochte schon immer diese Frau auf besondere Weise zu beeindrucken; dann nämlich öffnete sich in Mutter Pehlken der Kreis ihrer Phantasie: Sie sah den Jungen vor sich, sah ihn freudig aus dem Zug und in ihre Arme springen.

Ja, Frau Pehlken erwartete nie zuvor den Schn mit solcher Gewißheit als gerade in diesen Abendstunden, da zu Hause unter dem Weihnachtsbäumchen die Gaben standen — Geschenke, die sie seit sechs Jahren gesammelt und immer wieder mit schmerzender Enttäuschung hatte abräumen müssen.

Nun aber, während die hoffnungsvolle Frau nicht mehr weit zum Bahnhof hatte und eine Seitengasse überquerte, hielt sie unvermittelt inne: Die Weihnachtsglocken klangen ihr ganz nah und mächtig — erfüllten sie plötzlich mit einer unsagbaren Freude. Mutter Pehlken atmete tief und schwer, ihre Augen fieberten und glänzten; sie lauschte... Dann nickte sie bekräftigend und lief weiter. „Er kommt“, flüsterte sie vor sich hin, „er ist da!“ „Heimkehrer: Bahnsteig 2a“, rief der Beamte Frau Pehlken nach, als sie schon die Sperre passiert hatte. Die Frau hörte es ohne zu danken. Das Blut schlug heftig in ihren Halsadern: Da oben, dicht über ihr, fuhr der Zug mit ihrem Jungen ein; sie fühlte es wie niemals vorher, und das Empfinden einer Mutter täuscht nicht.

Die gepackten Männer und ihre Angehörigen füllten den Bahnsteig, an dessen Beginn Mutter Pehlken wie verwurzelt stehengeblieben war. Weit hinten sah sie ihren Jungen. Er hob sein Gepäck auf, gab den Umstehenden die Hand und kam endlich heran.

Erst jetzt brachte sich Frau Pehlken langsam in Gang, dann immer schneller: Sie lief stumm und mit hilflosen Schritten ihrem Kind entgegen.

Mit einem Male aber verlangsamte sie ihren Lauf, sie schien zu torkeln und über die eigenen Füße zu stolpern. Blitzartig wandte sie sich um und ging wieder zurück. Er war nicht ihr Sohn, der da entlang kam — nur ein ähnliches, doch fremdes Gesicht.

Das Herz der Frau verkrampfte sich, alle



Hoffnung war zerfallen, und der Schmerz der Enttäuschung überwältigte sie so, daß ihr nicht einmal Tränen kamen.

Ihre Beine, die sie automatisch heimwärts führten, waren bleischwer geworden. Frau Pehlken fühlte sich müde und erschöpft. So ließ sie sich bald in einer Seitenstraße auf einem Trümmerstück nieder, um einen Augenblick auszuruhen. Ihre Gedanken zerliefen in einem Nichts, in der Leere größter Hoffnungslosigkeit...

Gerade jener Fremde, den sie für ihren Sohn gehalten, störte die Sitzende in ihrem Grübeln; er schritt an ihr vorüber, da er den gleichen Weg eingeschlagen hatte. Doch wie Frau Pehlken im Licht der Straßenlampe seine Züge sah: den breiten, wulstigen Mund, die gebogene Nase und das dichte, dunkle Haar — eben das, was sie an ihren eigenen Jungen erinnerte, erhob sie sich, um noch für eine Weile das Gleichnis betrachten zu können. Ja, schließlich faßte sie sich ein Herz und rief den Fremden an.

Wortlos gingen sie nebeneinander her, und Frau Pehlken wunderte sich an jeder Ecke, daß ihr Begleiter nicht abbog.

Endlich — vor der Tür ihres Hauses — fragte sie den Heimkehrer, ob er noch weit nach Hause habe.

„Ja und nein“, entgegnete er ohne Betonung. — „Ja oder nein“, wiederholte er nach einigem Bedenken... „ich habe kein Zuhause.“

Frau Pehlken's Lippen begannen zu zittern, eine senkrechte Falte zog sich über ihre Stirn; denn mit einem Male begriff sie, daß es größeres Leid als das ihre gab. — Er hat keine Mutter, die auf ihn wartet — durch-

fuhr es sie —, er ist ärmer als mein Junge; und er ist ein Sohn, ein Kind wie das meine: in Schmerzen geboren, mit der ganzen Liebe einer Mutter aufgezogen — er ist kein Fremder, sondern er gehört zu der großen Familie unseres Volkes, dessen Bürde auch auf seinen Schultern liegt. — Mutter Pehlken wurde in diesen Sekunden von all dem Verwandten ergriffen, das Menschen gleicher Wurzel und gleichen Empfindens miteinander haben, und sie beschloß, dem Mann mit der zerschlossenen Landserkluft in ihrem Haus ein Weihnachten zu bereiten. Mein Junge — bedachte sie — wird dann im nächsten Jahr unter dem Lichterbaum stehen, oder — und das entzündete in ihr wieder alle Hoffnung — warum nicht schon morgen!?

„Bleiben Sie!“ bat sie da den Heimatlosen, der sich anschickte, weiterzuwandern. „Mein Sohn war heute nicht dabei... So kommen Sie, bitte, mit mir!“...

Während Frau Pehlken noch überlegte, welches der Geschenke für den Fremden geeignet wäre, zündete sie das erste Weihnachtskerzlein an. Doch, da die kleine Flamme mehr und mehr wuchs und das Gesicht des Mannes mit einem goldenen warmen Schein überzog, fand Mutter Pehlken in ihrem Herzen die schönste Gabe für den Heimatlosen: Sie wollte ihm ein Zuhause schenken, sie wollte ihn halten wie ihren Sohn. Und als sie so mit zaghaften Worten den Heimkehrer bescherte und in dessen Augen forschte, fühlte sie sich selbst mit einem großen Glück beschenkt; denn was sie diesem Fremden gab, tat sie gleichsam ihrem eigenen Jungen.

G. Bloemertz



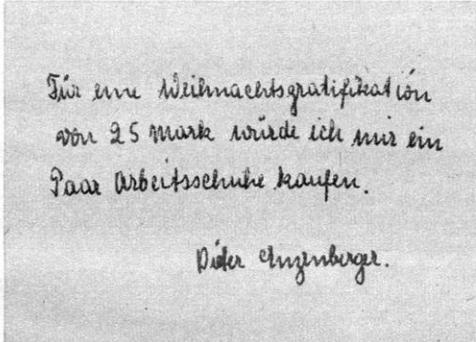
# MEIN GRÖSSTER WUNSCH WÄRE...

Als wir in der Nummer 23 zum Schluß der Nachrichtenspalte die Frage stellten, „Was würdest du mit einer Weihnachtsgratifikation von 25 DM anfangen?“ glaubten wir nicht, allzu viele Antworten zu erhalten. Aber ...

Einige der Wünsche haben wir erfüllen können. Doch es blieben leider viele Wünsche eben nur Wünsche, die uns erkennen lassen, wie groß die Not und die Bedürftigkeit unter unserer Jugend ist. Mit dem kargen Lehrlingsentgelt lassen sich nun einmal keine großen Sprünge machen, und Vater und Mutter sind froh, wenn die hungrigen Mäuler alle satt und wenigstens alle Schuhe ganz sind.

Aus den vielen Zuschriften, die wir in drei Gruppen einteilen können, und zwar a) persönliche Bedürfnisse, wie Kleidung, Schuhwerk usw., b) Wünsche nach Fortbildungsmöglichkeiten und c) anderen eine Freude machen, haben wir einige herausgesucht.

Da schreibt uns **Gerhard Weiß** aus Obendeich b. Glückstadt a. d. Elbe, daß ihm für seine Arbeit als Buchbinderlehrling dringend ein Berufsmantel fehle. **Dieter Enzenberger** aus Köln-Ehrenfeld schickt uns die nachstehende kurze Karte:

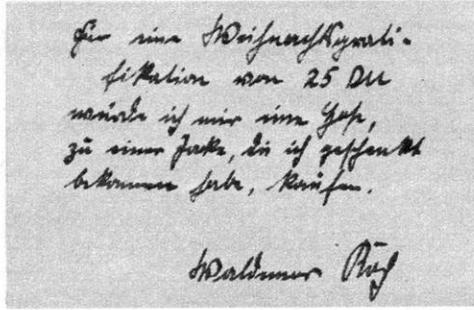


**Karl Korn**, Murrhardt, zählt zu den unermüdeten Sparern. Sein Ziel ist, zu Weihnachten einen neuen Anzug zu bekommen, den ihm der Vater schneidern will, wenn — ja, 75 DM hat er für den Stoff schon zusammen, und es fehlen grad noch die 25 DM.

Mehr Ansprüche stellt unser Kollege **Friedhelm Andreas** aus Bielefeld. Er schreibt uns u. a. „Bei der Diskussion in einer hiesigen Gewerkschaftsgruppe gab es viel Hallo, als dieser Punkt angeschnitten wurde und fand hier in den Antworten von der Nächstenliebe bis zum — vorsichtig ausgedrückt — Egoismus seine Bestätigung. Und meine Meinung? Entschuldigt — aber ist das wirklich zuviel gefragt in dieser Zeit, wo der Wintermantel fehlt und ich das gewohnte Konzert des Bielefelder Kinderchores aus finanziellen Gründen — Brot geht vor Kunst — wahrscheinlich nicht besuchen kann?“

Ein Bild von der Not unserer Tage, Flüchtlingselend und Ausgebombtenschicksal, gibt der Brief des **Joachim Ehlert**, Köln: Sollte ich in den Genuß einer solchen Weihnachtsgratifikation kommen, wäre ich nicht in Verlegenheit, dieselbe nutzbringend anzuwenden. Obwohl es manche Dinge gibt, die eines Jungen Herz erfreuen können, käme bei mir eine wollene Schlafdecke in erster Linie in Frage. Bin aus einer Flüchtlingsfamilie. Wir bewohnen eine kalte, feuchte Wohnung mit Steinfußboden. Mit sechs Personen besitzen wir nur sechs Decken. Also würde ich alles andere beiseite lassen und mir eine Decke kaufen.

Kurz und bündig bringt **Waldemar Koch**, Lünen, seinen Wunsch zum Ausdruck:



Anderer Wünsche wollen den Lieben daheim und in der Ferne eine Freude bereiten. So will **Günter Engeler** aus Brake bei Bielefeld für die Hälfte dieses Geldbetrages seinen Eltern ein Weihnachtsgeschenk kaufen und mit dem Rest für sich einen schon lange gewünschten Hut.

Auch **Karl-Heinz Dörr** schreibt uns, daß er mit dem Betrag der Mutter einen Regenschirm kaufen möchte; denn beim Einholen für die große Familie würde die Mutter immer so naß.

Rechte mädchenhafte Wünsche bringen **Christine Schöps** aus Minden und **Paula Walter** aus Glückstadt zum Ausdruck. Beide wollen lieben Verwandten in der Ostzone ein Weihnachtspäckchen senden.

Einen Brief, der auch für diese Zeit ungewöhnlich ist, schickte uns **Karl Schön** aus Oberhausen-Holten. Er kam mit seiner Mutter als Flüchtling aus der Tschecho-Slowakischen Republik und — doch lassen wir seinen Brief erzählen: „Als meine Mutter und ich aus Böhmen und Mähren kommend praktisch nur noch das nackte Leben hatten, da erbarmte sich unser jetziger Hauseigentümer über uns, er nahm uns auf, bot uns eine möblierte Wohnung und — man staune — überließ uns sogar leihweise etwas schon zersprungenes Küchengeschirr. Gern möchte ich meiner Mutter zu Weihnachten eine Freude bereiten, doch leider reichen meine Mittel nicht hin noch her — ich bin nämlich noch in der Lehre. Meine Mutter ist jetzt schon über drei Monate krank, in denen wir allerlei anzuschaffen gedachten, so zum Beispiel einen eigenen Herd, Küchengeschirr und andere Gebrauchsgegenstände. Es fiel leider alles ins Wasser. Heute, da ich den »Aufwärts« besitze, erscheint er mir wie ein



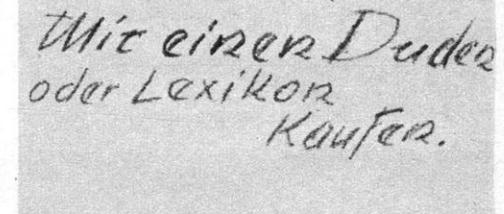
Sein Weihnachtswunsch: Wieder eine Heimat, ein Heim und anständige Kleidung haben. Ob das erfüllt werden kann? Foto: Dick

rettender Balken ...“ Beinahe wie eine Weihnachtsgeschichte und doch so traurig!

An seine Geschwister denkt bei einer Weihnachtsgratifikation gleich **Herbert Kelsch** aus Glückstadt a. d. Elbe. Trotzdem er selbst viele Wünsche hat, meint er: „Es gibt alles wieder zu kaufen, und im Schaufenster ist das Schönste ausgestellt. Die kleinen Brüder drücken sich die Nasen am Schaufenster platt und möchten natürlich dies und das. Ich würde das Geld dazu verwenden, das Weihnachtstfest ihnen mit irgendwelchen Gaben zu verschönern.“

Größere Sorgen hat **René Hunold**, ein junger Student, der den „Aufwärts“ durch seine Mutter aus dem Betrieb mitgebracht bekommt. „Lieber Aufwärts! Es gibt wohl nur wenige, die ihre Semestergebühren für das vergangene Halbjahr bis jetzt noch nicht ganz ausgleichen konnten, obwohl sie sich denkbar energisch dafür eingesetzt haben. Denkst du auch einmal an jene, die heute der Gewerkschaft nahestehen, obschon sie aus ganz anderem Hause stammen?“

Den Reigen der Buchwünsche eröffnet **Harald Rabe** aus Lavelshoh. Er sandte ganz einfach seinen Wunsch ein:



**Hans Müller** aus Brühl b. Köln, **Heinz Meyer** aus Südhorsten b. Städtagen und **Max Grönberg** aus Hohn, Kreis Rendsburg, haben Geld nötig zur dringendsten Beschaffung von Gegenständen zur beruflichen Weiterbildung. **Alfred Schulz**, ein Gewerkschaftsjugendfunktionär aus Niebüll in Schleswig-Holstein, wünscht sich ein paar Bücher aus der gewerkschaftlichen Literatur, um sich hierin weiterzubilden.

Einen ganz selbstlosen Wunsch, den wir an den Schluß einer kleinen Auswahl des Eingegangenen bringen, übermittelte uns **Erika Sievert** aus Celle. Sie möchte gern für die gewerkschaftliche Jugendarbeit in Celle mit dem Betrag den Grundstock zu einer kleinen Bücherei bilden, um dadurch die Lesefreudigkeit der Kolleginnen und Kollegen noch zu steigern. Ja, liebe Erika, wenn — ja wenn ...

Der Wünsche sind es noch mehr, und vielen müßte geholfen werden. Vielleicht, daß an diesem Weihnachtstfest jemand aus der jungen und alten Kollegenschaft den „Aufwärts“ in die Hand nimmt und sich dieser Wünsche erinnert. Und vielleicht kommt dann in die Redaktion ein verspätetes „Christkind“, das wir dann gern an die richtige Adresse weiterleiten wollen. W. B.

# HELLA WIRD KONDITORIN



Lehrling

„Besucht mich doch mal in der Backstube“, sagt Hella zu uns, „mein Meister hat bestimmt nichts dagegen.“

Es ist Pause, und wir stehen im Hof der Berufsschule. Hella hatte von ihrer Arbeit als Konditorlehrling erzählt, so lebhaft und begeistert, daß wir die Sahne und Butterkremtorten, die wundervollen selbstgemachten Pralinen vor uns sahen. Und erst die Vorbereitungen für das Weihnachtsgeschäft! Hella schwärmte richtig davon.

„Wie bist du ausgerechnet in die Konditorlehre gekommen?“ fragt Lore ein bißchen neidisch. „Den Wunsch hatte ich schon als Kind“, antwortet Hella, „aber als ich dann während des letzten Schuljahres eine Lehrstelle suchte, fand ich keine. Die Meister wollten doch lieber Jungen haben, sie meinten, ein Mädchen würde nicht so zupacken, sie müßten bei schwerer Arbeit Rücksicht nehmen usw. Auf dem Arbeitsamt wurde mir dann geraten, Haushaltlehrling zu werden oder Köchin; aber dazu hatte ich keine Lust. Schließlich kam ich eines Tages zu einem Meister, der vor einigen Jahren seine Tochter als Lehrling hatte. Aber ausgerechnet dieses Jahr wollte er keinen Lehrling nehmen. Zum Schluß hat er es dann doch getan.“

„Nur weil Hella so zäh war und nicht nachließ“, lachte der Meister, als wir ihn ein paar Tage später tatsächlich in seiner Backstube besuchen. „Ich habe persönlich recht gute Erfahrungen mit weiblichen Lehrlingen gemacht. Auch bei den Gesellenprüfungen konnte ich immer wieder feststellen, daß die wenigen Mädchen, die daran teilnahmen, besonders gut beschlagen waren. Neulich

hatten wir übrigens bei der Prüfung mal eine junge Kriegerwitwe, die fachlich besonders auf der Höhe war. Nachher fragte ich sie, was sie vor der Konditorlehre gemacht habe, und da erzählte sie mir, daß sie bis dahin Medizin studiert hätte, nun aber helfen wolle, das ausgebombte väterliche Geschäft wieder aufzubauen.

„Ja, ja“, sagt er schmunzelnd, „wir unterschätzen oft die Frauen, die gerade im Berufsleben trotz aller Schwierigkeiten meist durchführen, was sie sich vorgenommen haben. — Daß es heute kein Problem mehr ist, weibliche Lehrlinge zu halten, ist im wesentlichen der Technik zuzuschreiben, die auch im kleinen Betrieb viele Arbeitsgänge erleichtert und vereinfacht. Auch gab es gerade in unserem Beruf früher keinen Achtstundentag, eigentlich war immer etwas Besonderes los. Die kirchlichen Feste, Vereinsfeiern, Karneval, das große Einmachen im Sommer, und wenn wir wirklich einmal früher fertig waren, dann mußten bestimmt Mandeln gerieben werden u. a. m.“

Geregelte Freizeit, Fortbildung, Jugendschutz, nein, so gut haben wir es nicht gehabt!“

Hella hat inzwischen einen Berg Spekulatius aus dem Ofen geholt, die ganze Backstube duftet danach.

Jetzt steht sie neben dem Meister. Der schüttelt sie ein wenig an der Schulter und sagt freundlich: „Das steht jedenfalls fest, die Mädchen, die sich einen solchen Beruf aussuchen, sind besonders energisch und leisten genau soviel, oft mehr als die Jungen, die manchmal ohne besondere Liebe dabei sind.“

Hanna L. Cremer.



Gesellin

# INGE ALS BANDAGISTIN

„Bandagistin?“ werdet ihr jetzt vielleicht fragen, „was ist denn das? Das haben wir noch nie gehört.“

Nun, „Bandagist sein“ ist ein Beruf, liebe Kolleginnen, und zwar ein sehr schöner. Wenn er auch nach außen hin wenig in Erscheinung tritt, für die leidende Menschheit ist er äußerst wichtig und segensreich. Was ein Bandagist zu tun hat? Er ist ein Handwerker, der Bruchbänder, Bandagen, Stützkorsette, künstliche Gliedmaßen (im letzteren Fall nennt er sich meist Orthopädiemechaniker), überhaupt Vorrichtungen aller Art herstellt, die dazu dienen, dem erkrankten oder versehrten Körper Festigkeit und Form zu geben oder verlorene Gliedmaßen zu ersetzen.

Warum wir gerade diesem Beruf heute solche Aufmerksamkeit schenken? Weil er uns besonders geeignet erscheint, den Frauen, die sich ihm verschreiben, ein Lebensberuf zu werden.

Tatsächlich waren und sind im Bandagistenberuf schon immer Frauen tätig, und man hat mit ihnen die allerbesten Erfahrungen gemacht; denn viele der anfallenden Arbeiten sind von Frauenhänden sogar besser und geschickter auszuführen.

Inge, die junge Bandagistin, von der wir etwas über ihre Arbeit erfahren wollten, sagte uns gleich von vornherein: „Ich habe noch keinen Augenblick bereut, daß ich diesen Beruf erwählt habe. Die Arbeit macht mir wirklich Freude, und ich kann nur sagen: ich bin zufrieden.“

Durch Zufall ist sie zu dem Beruf gekommen. Ihrer Schwester wurde die Lehrstelle vom Arbeitsamt angetragen, doch die wollte

lieber Schneiderin werden. Inge wußte damals noch nicht, für welchen Beruf sie sich entscheiden sollte. Bandagistin zu werden, schien ihr ganz sympathisch, sie faßte Mut und nahm die Lehrstelle an. Drei Jahre dauerte die Ausbildungszeit. Nun ist sie seit einem halben Jahr schon Gehilfin und hat einen Stundenlohn von 0,90 DM, womit sie sehr zufrieden ist. Mit den Kollegen steht sie auf gutem Fuße, sie wird von ihnen als fleißige und hilfsbereite Arbeitskameradin anerkannt. Ihre Prüfungsarbeit, eine Lederbandage selbstständig herzustellen, hat sie gut ausgeführt.

Wir erfahren noch, daß in dem alten angesehenen Geschäft, das augenblicklich inmitten eines Trümmerfeldes in einer westdeutschen Stadt in einer geräumigen sauberen Baracke untergebracht ist, jahrelang schon weibliche Lehrlinge ausgebildet und Gehilfinnen beschäftigt wurden. Einige Frauen haben sogar ihre Meisterprüfung dort gemacht. Inge erzählt uns auch, daß sie nicht die einzige Frau ist in ihrem Beruf, sondern sie hat noch drei oder vier Fachkolleginnen in derselben Stadt.

Um eine tüchtige Bandagistin zu werden, muß man natürlich eine geschickte Hand und rasche Auffassungsgabe besitzen, auch ein gewisses technisches Verständnis und Formensinn dürfen nicht fehlen. Gewissenhaftigkeit und peinlich genaues Arbeiten — allerdings eine Voraussetzung für die meisten Handwerksberufe — sind jedoch für den Bandagisten besonders vonnöten, weil hier die Gefahr besteht, daß durch Unkorrektheiten die Leiden der Kranken nicht gebessert, sondern verschlimmert werden.

K. Bo



Meisterin

Frau Ingeborg K. aus Hamburg ist die erste und einzige Meisterin ihres Faches. Sie hat ihre Meisterprüfung im Metall-Lackiererberuf mit „Sehr gut“ bestanden. 26 Jahre alt, leitet sie vollkommen selbständig den Betrieb in Hamburg-Lockstedt, nachdem ihr Vater gestorben und ihr Bruder gefallen ist.

# Neujahresfest bei den Chinesen

„Ihr ergebenster Diener Tan A Liem beehrt sich, seinen alten, verehrten Freund... zu einer am 5. Februar 19... anlässlich des Neujahresfestes in seinem Hause im engsten Familienkreis stattfindenden kleinen bescheidenen Feier alleruntertänigst einzuladen“, stand in chinesischen und malaischen Lettern auf der goldumrandeten Karte, die mir der Boy zusammen mit dem Morgenkaffee ans Bett gebracht hatte.

Hinter der spanischen Wand, welche die gemeinsame „Voorgallery“ des kleinen Hotel-Pavillons in zwei Wohnräume trennte, meldete sich mein Nachbar. „Haben Sie auch eine Karte von Liem gekriegt?“ — „Ja.“ — „Dann müssen wir hin. Aber frühstücken Sie vorher nicht, wenn ich Ihnen einen Rat geben darf.“ — Ich war im Bilde. Wenn die Chinesen, insbesondere die Großkaufleute, feiern, geht's hoch her. Wenigstens Neujahr. Da arbeiten sie nicht. Naht Neujahr, bezahlen sie erst mal ihre Schulden. Christen oder Konfuzianer — alle feiern sie das chinesische Kalenderneujahr alter Richtung, welches am 5. Februar unserer Zeitrechnung beginnt. (Zurzeit schreiben sie das Jahr 4586.) Ist der große Tag da, schließen sie ihre Kontore und Läden und werfen sich in Gala. Den Hausaltar, der in keiner chinesischen Wohnung fehlt, schmücken sie mit Kerzen, Weihrauch und Blumen. Kostbare schwarze Gewänder (schwarz ist die Farbe der Freude!) werden aus der Kamfertruhe geholt. Mit echtem Schmuck — Brillanten und Jade — beladen sich die Frauen und Beifrauen. Und es wird gegessen und getrunken — vor allem gegessen —, daß man als europäischer Festteilnehmer schon ein „Freiklärtsch“ sein muß, will man nicht Gefahr laufen, „das Gesicht zu verlieren“.

Die sonst so geschäftige Altstadt von Batavia — die Hochburg der chinesischen Kaufmannschaft — lag wie ausgestorben. Heute spielte sich das Leben hier „hinter den Gardinen“, im Halbdunkel der Gemächer, ab, die sich, soweit sie nicht zugleich als Kontor und Lagerhaus dienten, unmittelbar an diese anschlossen. Wie die meisten seiner Landsleute, hauste Liem mit seiner Familie im Hinterhaus, das vom „Toko“ (dem Geschäftslokal) durch einen Lichthof getrennt lag. In diesem Lichthof, der zum Schutz gegen Sonne und Regen mit Rohmatten und Zeltleinwand abgedacht war, standen zusammengedrückt Tische, an denen, als wir eintraten, bereits gefastet wurde. Ich zählte etwa 20 Personen. Lauter Männer. Die meisten waren schwarz gekleidet und trugen Käppchen. Einige waren in weißen Anzügen — im „Tutupp“, der hochgeschlossenen Drillichjacke mit auswechselbaren Silberknöpfen — erschienen. Der Herr des Hauses, ein bereits leicht angegrauter korporulenter Chinese, war uns, als er unser ansichtig wurde, entgegengeknallt und hatte uns unter nicht enden wollenden Beteuerungen seiner vollendeten Hochachtung an den Tisch geleitet, wo wir den uns zunächst Sitzenden in zeremonieller Form durch Händedruck und gegenseitige tiefe Verbeugungen vorgestellt wurden. Auf den Wink des Head-Boys, eines Chinesen, schossen zwei malaische Diener auf uns zu, faßten hinter den uns angewiesenen Stühlen Posten und füllten, während man uns von allen Seiten volle Schüsseln zuschob, schweigend unsere Gläser. Es gab geistigen Champagner. Kaum hatten wir genippt und dabei zunächst einmal unserem Wirt und den Nächstsitzenden nach altem Brauch durch ein kräftiges „Slamat ta-un baru!“ (Prosit Neujahr) Bescheid getan, als die schweigenden Boys nachfüllten. Angetrunkene Gläser waren in diesen Kreisen verpönt! Dauernd knallten die Pflöfen. Einige — aber nicht alle —

Chinesen hielten tapfer mit. Der Hausherr zeigte sich nicht allein über unsere Trinkfreudigkeit aufrichtig entzückt: ununterbrochen nötigte er uns — in einer für westliche Begriffe geradezu aufdringlichen Form — zuzugreifen, wenn immer (was laufend der Fall war) neue Schüsseln auf den Tisch kamen. Man hatte uns beiden — wohl um uns die Peinlichkeit eines uns ungewohnten Umgangs mit Stäbchen zu ersparen — Messer, Gabel und Löffel gereicht. Bald türmten sich auf tiefen Porzellantellern kleine Reisberge, hinter denen wir, da die Zufuhr immer neuer Gerichte



nicht abriß, mählich zu verschwinden drohen. Ich will hier nicht näher auf die Unzahl der Gänge eingehen (es können 30, es können 60 gewesen sein). Gerichte, die auf keiner chinesischen Speisekarte fehlen und deren Zubereitung Geheimnis des Kochs bleibt. Nur so viel sei gesagt daß es reichlich Haifischflossen und Vogelnester gab. Die teuersten chinesischen Leckereien. Man hat mich gefragt, ob die Chinesen gesottene Regenwürmer essen. Das ist, soviel ich weiß, nicht der Fall. Obgleich ich nicht von der Hand weisen möchte, daß ein chinesischer Kochkünstler von Format ganz sicher auch Regenwürmer in sein Repertoire einbeziehen würde, wüßte er ihnen Geschmack abzugewinnen.

Der Kunst eines chinesischen Kochs sind durch Vorurteile keine Grenzen gesetzt, und Tatsache ist, daß sehr viele Europäer in den Tropen auf die feine chinesische Küche schwören. Geraucht wurden billige Opiumzigaretten und teure Importen, die einen des Narkotikums wegen, die anderen wegen des Preises! Ständig wurde aus hauchdünnen Porzellantäbchen schwarzer chinesischer Tee gereicht. Da laufend Gratulanten kamen und gingen, konnte man nicht schlau daraus werden, wann das Diner eigentlich angefangen hatte und wann es beendet sein würde. Die teils in malaischer, teils in chinesischer Sprache geführte Unterhaltung, die sich ausschließlich um Gewinnchancen im neuen Kalenderjahr drehte, riß ebensowenig ab wie das Essen. Und beim Zuprosten wünschte man sich immer wieder viel Geld und viele Kinder! Frauen waren nur als Schemen hinter den Moskitogardinen der angrenzenden Schlafräume sichtbar. Hin und wieder huschte die eine oder andere zu dem von zwei steinernen Drachen bewachten Hausaltar, um dafür zu sorgen, daß genügend Kerzen vorhanden waren, die von den Neutretenden angezündet wurden, bevor sich diese zu uns gesellten. Über dem Altar hingen lebensgroße Ahnenporträte in protzigen Goldrahmen. Die weißgekalkten Wände schmückten Holztafeln mit chinesischen Sinnprücken, ein kleines Bild von Sunjatsen, ein paar Reklamekalender und über Kreuz genagelte papierne Flaggen der Republik. Ein widerlich süßlicher Bratenduft verbreitete



zusammen mit dem betäubenden Opium der Zigaretten, dem qualmenden Räucherwerk und dem scharfen Schweißgeruch der Gäste eine Luft, in der man erstickt wäre, hätte nicht die landesübliche, von unsichtbarer Hand dauernd in Bewegung gehaltene Punkah über unseren Köpfen für Ventilation gesorgt. Im Hintergrund rasselte ein Grammophon amerikanische Niggersongs herunter, im Nebengemach brüllte ein Säugling, die Gäste gestikulierten und diskutierten, und nur die Malaien standen wie aus Erz gegossen schweigend hinter unseren Stühlen und walteten ihres Amtes.

Als wir in vorgerückter Stunde unseren Freunden unter Hinweis auf anderweitige Verpflichtungen ähnlicher Art die Dringlichkeit unseres endlichen Aufbrüches in diplomatischer Form begreiflich zu machen gewußt hatten, wurden uns schnell noch dampfende Mundtücher gereicht, mit welchen wir Gesicht und Hände reinigen — oder besser gesagt — erfrischen konnten. Eine hübsche asiatische Sitte, welche den Zweck verfolgt, durch schnelle Verdunstung eine, wenn auch nur vorübergehende Abkühlung zu bringen. Hierauf folgte herzlichstes Händeschütteln, und ein letztes Mal wünschten wir alle uns gegenseitig zum Neuen Jahr viel Glück, viel Geld und vor allen Dingen — recht viele Kinder, Söhne natürlich! Dann gingen wir, wenn auch uneingeladen, aber „schon aus Geschäftsrücksichten“ (wie mein Freund riet) direkt zum nächsten — einem chinesischen Tuchhändler auf derselben Gasse —, der es auf unsere dringenden Vorstellungen hin Gott sei Dank bei Tee und Gebäck beließ. Mein Freund meinte, wir dürften — einmal in der Chinatown am Neujahrstage unterwegs — jetzt keinen auslassen. Mitgefangen, mitgegangen, dachte ich und ergab mich in mein Schicksal! Da die Tafel — wie beim russischen Ostertisch — nicht an bestimmte Stunden gebunden schien, kamen wir nirgend zu spät und nirgend zu früh. Und wir wußten es — zumal die Güte und Menge der Festessen unterschiedlich war — so einzurichten, daß wir uns, ohne die Gastgeber zu kränken, hier mehr an die Getränke und dort an die Speisen hielten und endlich nur noch schwarzen Kaffee zu uns nahmen.

Vom letzten schließlich noch mit je einer sauber verpackten Originalflasche Hennessy beschenkt („für den Heimweg“), verließen wir, als der Mond schon hoch stand, die Altstadt und kehrten ins Hotel zurück. Das Fest war aus. Wenn der Morgen graute, würden die Kulis, die bereits in kleinen Trupps zur Arbeit antraten, die mit abgebrannten Feuerwerkskörpern buchstäblich übersäten Straßen und Gassen der Chinesenstadt kehren und der Alltag würde sein gewohntes Gesicht zeigen.

Müde schloß ich das Klambu (die Bettgardine) hinter mir, als unweit ein verirrtter „Frosch“ explodierte und eine letzte Rakete unter meinem Fenster zischend über die Kokospalmen in den Himmel stieg.

Text und Zeichnungen: Konrad Müller

# LEXIKON DER BAUKUNST

Die Stile der deutschen Baukunst sind der Ausdruck bestimmter Geschichtsepochen. Die zahlreichen Stilentwicklungen benennen wir mit nur wenigen umfassenden Stilnamen, um so zu einer einfachen, klaren Einteilung für die gesamte Geschichte der Baukunst zu kommen.

**Romanisch.** Mitte des 10. Jahrhunderts bis Mitte des 13. Jahrhunderts. Selbständiger Beginn der deutschen Kunst. Erster großer Stil des Mittelalters. Klare Ausbildung des Langhausbaues. Quadratische Maßeinheiten als Grundlage des Planes. Neben einschörigen Kirchen auch Doppelchoranlagen mit Verdoppelung der Querschiffe. Rhythmischer Wechsel von Säulen und Pfeilern. Gruppenbildung, Betonung durch Türme. Ge-

wölbebauten. Plastische Gliederung der Wände im Innern und des Außenbaues mit starker Verwendung von Zierformen: Blendarkaden, Emporen, Zwerggalerien. Alles auf Wucht und Schwere angelegt, besonders in der Gegenüberstellung von runden und rechteckigen Formen. Dicke und schwere Mauern, kleine Fenster. Rundbogen von der Antike übernommen.

**Gotik.** Mitte des 13. Jahrhunderts bis Anfang des 16. Jahrhunderts. Zweiter großer Stil des Mittelalters. Technische Neuerungen führen zur Überwindung der romanischen Rhythmik. Der ganze Kirchenraum wird von einem einzigen Zuge beherrscht. Der Chorraum schließt sich unmittelbar an das Langhaus an, die Seitenschiffe werden um den Chor als Umgang geführt. Auflösung aller Flächen und Körper in aufstrebende Linien. Dünne und leichte Mauern, hohe und breite Fenster. Einführung des Spitzbogens; der Seitenschub geringer als beim Rundbogen. Inneres Strebewerk: Kreuzrippen und Wandvorlagen (Dienste), äußeres Strebewerk: Strebepfeiler und Strebobogen. Betonung nur der vertikalen Linien. Der Stein verliert die Schwere, alles nur aufschießende Kraft. Stärkster Ausdruck in den riesigen Turmbauten der Westfassade.

**Renaissance.** Anfang des 16. Jahrhunderts bis Mitte des 17. Jahrhunderts. Einleitung der Neuzeit. Wieder Anlehnung an die Antike und Wiederaufnahme des romanischen Rundbogens. Neue Aufgaben neben den Kirchenbauten: Palast- und Schloßbauten. Klar voneinander abgegrenzte Geschosse. Betonung der Horizontalen, oft horizontaler Dachabschluß. Wiederaufnahme des Zentralbaues, Säulen, Pilaster, Gesimse, Profile und Ornamente nach antikem Muster. Neues Merkmal im Innern und am Außenbau: die Kuppel. Giebfassaden, Erkerbauten.

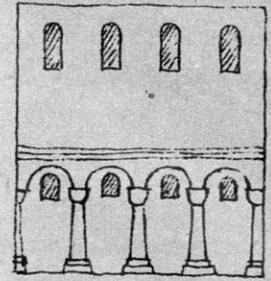
**Barock und Rokoko.** Mitte des 17. Jahrhunderts bis Ende des 18. Jahrhunderts. Schwellende Bewegung aller Formen als Ausdruck von Kraft. Neigung der Formen, ineinander überzugehen, Aufhebung aller Grenzen. Pracht, Pathos, rauschende Fülle als Ausdruck des Repräsentativen. Kein gänzlich neues Formprinzip, sondern Weiterentwicklung der Hochrenaissance. Bei den Kirchen: Vorhalle, große Pilasteranordnung, Doppelsäulen, plastische Wandbewegung. Vorschwingende Emporen. Hohe, stark lichtdurchflutete Räume. Kuppelbauten. Bei den Schloßbauten: Vorspringender Mittelteil mit Säulen, rückspringende Fenster, abschließende Balustraden mit Figurenschmuck.

**Klassizismus.** 1780 bis 1830; 19. Jahrhundert. Hauptmerkmal: Fassadengestaltung. Von der barocken Pracht Rückkehr zur Klarheit und Strenge der Gliederung, Sparsamkeit der Ausstattung: Geradlinigkeit, monumentale Ruhe, nüchterne Gesetzmäßigkeit der Verhältnisse. Wiederum starke Anlehnung an antike, besonders römische Vorbilder. Neue Aufgaben: Theater und Museen.

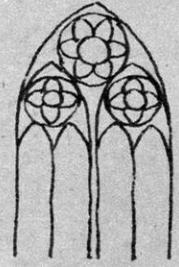
### Baukunst des 20. Jahrhunderts.

Klare Baukörper und materialgerechte Konstruktion. Zweckentsprechendes Bauen von innen nach außen (wie im Mittelalter). Einführung von Glaswänden zwischen durchlaufenden Pfeilern. Eisenbeton- und Stahlgeläubbauten. Betonung der glatten Flächen. Wiedereinführung glücklich gegliederter, kubischer Massen. Neue Aufgaben: Schulen, Fabriken, Bahnhöfe.

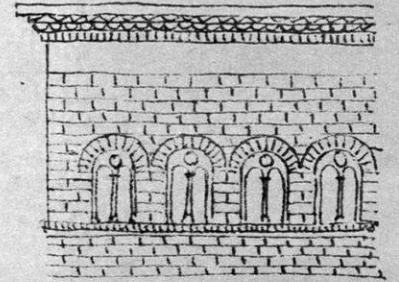
P. W.



Romanische Innenwand



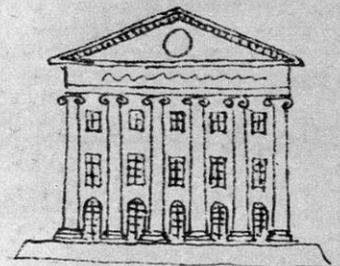
Gotisches Fenster



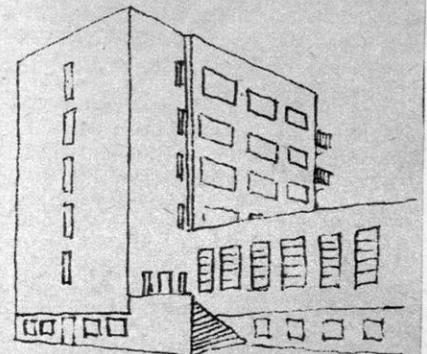
Renaissancegeschoss



Barockfenster



Klassizistisches Portal



Gebäude des 20. Jahrhunderts

## Freude am Bild

Ein schönes Bild im Raum ist weit mehr als ein bloßer Wandschmuck, es ist ein Stückchen Welt und Leben. Was man dunkel fühlt und ahnt, findet oft im künstlerischen Abbild seine befreiende und beglückende Gestaltung. Wer aber kann sich Originalgemälde oder Zeichnungen erlauben? Selbst die guten Kunstdrucke sind noch zu teuer. Der Verlag Gert Hatje, Stuttgart und Calw, kommt mit seinem Kunstdruckkalender 1950 allen Freunden des schönen Bildes entgegen. Er besteht aus 25 Kunstblättern im stattlichen Großformat 27×38. In schönem Schwarz-Weiß, duftig, zart oder in klingenden Farbharmonien sind Holzschnitt, Lithographie, Kupferstich, Radierung, Aquarell, Feder- und Kreidezeichnung aus vielen Jahrhunderten vertreten. Die treffliche Auslese ist offensichtlich auf innere Ruhe, Sammlung, Trost und Festigung abgestimmt. Die moderne Malerei mit ihrer leidenschaftlich suchenden, zeitnahen Unrast blieb dabei naturgemäß im wesentlichen außer Betracht. Der Kalender soll so etwas wie ein froher Aufblick in den Stunden des Alltags sein. Er ist zugleich eine Sammlung guter Kunstblätter, die im einzelnen errechnet nur 30 Pfennig je Blatt kosten. (Der Gesamtkalender kostet 7,50 DM.) Ohne Zweifel: Man macht sich und anderen damit eine Freude.

gobo



Albrecht Dürer, 1471—1528: Maria mit Kind  
Kohlezeichnung

# Langeweile kommt bei uns nicht vor

Die Weihnachtsfeiertage sollen richtige Familientage sein. Vater, Mutter, Söhne und Töchter bleiben zu Hause. Die neuen (besser gesagt die alten) Brettspiele der jüngeren Geschwister werden ausprobiert. Es wird sich „geärgert“ oder man wird „schwarz gemacht“. Dann ist auch die Zeit der Heimspiele gekommen. Wir wollen einige anführen, um zu zeigen, wie man es machen kann.

## Treff schwarz

Als Spielgeräte nehmen wir einen Bleistift oder einen Schlüssel. An eine Tür oder auf eine Wand wird ein Punkt markiert, auf den wir zielen sollen. Er muß ungefähr handgroß sein. Der Spieler tritt einige Schritte davon entfernt in das Zimmer und zielt auf den Punkt. Ein zweiter tritt hinter ihn und hält ihm die Augen zu. Beide gehen jetzt auf den Punkt zu. Ob er den Kreis trifft oder nicht, es wird sich ja zeigen. Dreimal darf er es probieren. Beim drittenmal hat der zweite Spieler seine Hände schwarz gemacht und dem vor ihm Stehenden damit die Augen zugehalten. Sind beide dann am Ziel angelangt, wird ein Gelächter dem einen bald beweisen, wie gut er „schwarz getroffen ist“.

## Der Absprung

Ein Spieler stellt sich auf einen Stuhl, und dann werden ihm die Augen verbunden. Während man den Stuhl ein wenig anhebt, sagt man ihm irgendwelche Höhenzahlen vor. Plötzlich fordert man ihn auf, herunterspringen. Kaum jemand wird sofort und ohne ängstliches Zögern herunterspringen. Probiert es selbst einmal.

## Füttern

Wir setzen uns hemdärmelig gegenüber. Jedem Spieler werden die Augen verbunden und eine Serviette um den Hals gelegt. In die linke Hand nehmen wir etwas hartes Gebäck, mit der rechten Hand tauchen wir ein Gebäckstück in eine mitten auf dem Tisch stehende Schüssel, die mit Marmelade oder Schokoladensirup gefüllt ist, und versuchen dann, das eingetauchte Gebäckstück dem Gegenüber in den Mund zu stecken. Viel Vergnügen beim Malen der Gesichter.

## Das Liebesorakel

Junge Männer oder junge Mädchen sind nicht abergläubisch; doch wer wollte das Gegenteil behaupten. Möchte nicht jeder gern einen Blick in die Zukunft tun? Vielleicht ist es so zu erfahren:

Einer möchte gern wissen, wie sich im laufenden Jahr sein Glück in der Liebe gestalten wird. Man begibt sich mit ihm an einen leeren Tisch und fordert ihn auf, jetzt nur noch das zu tun, was man ihn heiße. Außerdem wird ihm jegliches Sprechen während der nun folgenden feierlichen Handlung untersagt.

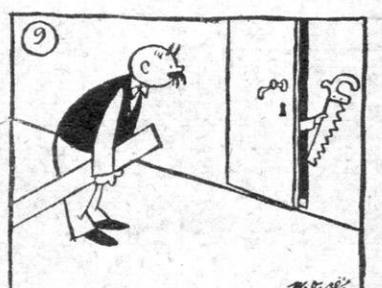
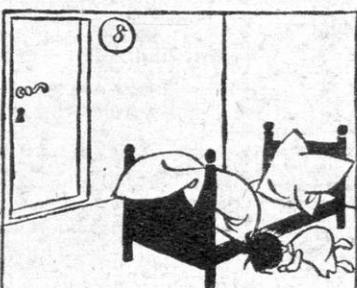
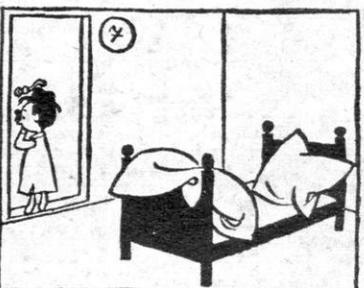
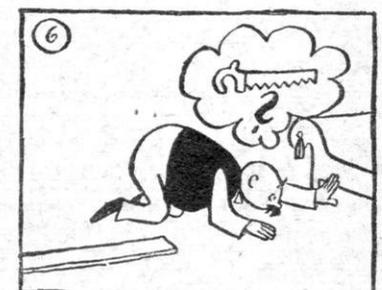
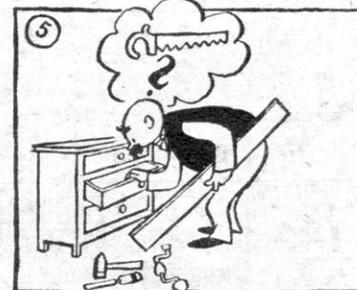
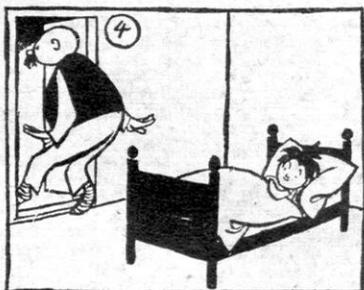
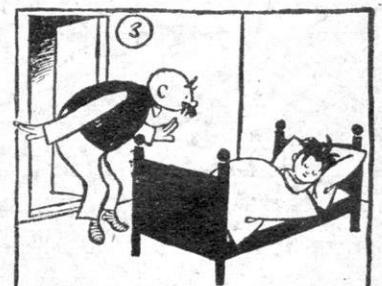
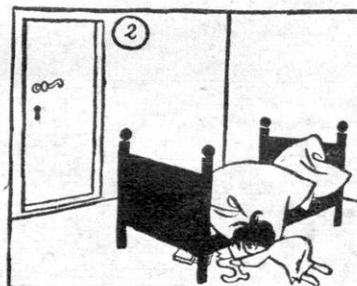
Zunächst werden ihm die Augen fest verbunden. Dann erst werden auf den Tisch

drei bisher verborgen gehaltene Gegenstände wahllos gelegt: Eine Zigarre, eine Blume und ein Hausschlüssel. Jetzt wird der Wißbegierige aufgefordert, darüber nachzudenken, wie er sich sein Liebesglück für die Gegenwart und die nächste Zukunft denke. Dann faßt man ihn bei den Händen und führt ihn schweigsam und feierlichen Schrittes dreimal um den Tisch herum. An einer Längsseite des Tisches bleibt man stehen, legt die linke Hand des Spielers auf seinen Rücken und fordert ihn auf, nun mit der rechten Hand den Tisch abzusuchen. Erfährt die Hand des Spielers einen der dort liegenden Gegenstände, so ruft man „halt!“ Er bekommt das Tuch abgenommen und gibt ihm eine Erklärung über die symbolische Bedeutung der Einzelheiten: Der Tisch ist das Lebensfeld des Spielers; die über den Tisch gleitende Hand zeichnet seinen Lebensweg; die drei Gegenstände, auf dem Tisch auseinanderliegend, stellen die Marksteine seines Lebens dar. Sie sind gleichsam Lebensabschnitte: Die Zigarre gleich Junggesellenzeit; blühende Blume die Zeit der jungen Liebe; Hausschlüssel bedeutet Verlobung und Hochzeit; das undurchsichtige Tuch vor den Augen bedeutet die dunkle Zukunft, die der Spieler nicht durchschauen kann. Das Schicksal führt seine Hand. Geht die Hand um die Marksteine alle herum und endet endlich bei der Zigarre, so sieht sich der Spieler am Ende des Jahres noch als Junggeselle. Umwandelt die Hand die Blume und nimmt diese in Besitz, so erringt er ein Liebchen. Nähert sich seine Hand aber gleich dem Hausschlüssel und kann nicht mehr davon lassen, so ist die Verlobung in Sicht und die Heirat gewiß.

W. B.

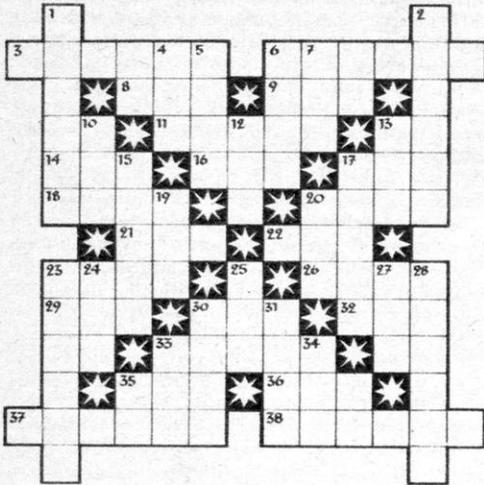
## Nun viel Freude und gute Unterhaltung

### HEIMLICHE WEIHNACHTSBASTLER



Wir haben diese Geschichte ohne Worte mit freundlicher Erlaubnis dem im Südverlag erschienenen Buch „Vater und Sohn“ von E. O. Plauen entnommen. Ein Buch, das wir für den Weihnachtstisch empfehlen können. Preis 5,40 DM.

# Raten und Denken



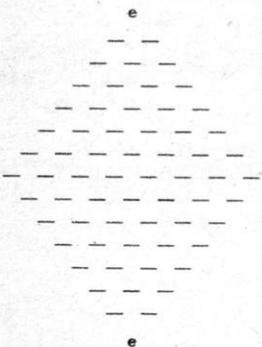
## Kreuzworträtsel

**Senkrecht:** 1. Stufe (lat.), 2. Teil des Hauses, 4. Abkürzung für Diapositiv, 5. Mädchenname, 6. Gegenteil von hoch, 7. Vorfahre, 10. Stimmlage, 12. Tonart, 13. Bete (lat.), 15. biblische Speise, 17. ungarischer Männername, 19. Gegenwartsform von „sein“, 20. Rückstrom, 23. Halbinsel in Südosteuropa, 24. Niederlassung, 25. Kurort, 27. Tiefenmesser, 28. Hauptstadt des irischen Freistaats, 30. Nordischer Männername, 31. Ansprache, 33. unbeständiges Fürwort, 34. Elend, 35. tierisches Produkt.

**Waagrecht:** 3. von allen ersehnt, 6. Einfüllen von Brennstoff, 8. persönliches Fürwort (Mehrzahl), 9. persönliches Fürwort (Mehrzahl), 11. südamerikanisches Gebirge, 13. Abkürzung für Oberlausitz, 14. Stadt an der Donau, 16. Verhältniswort, 17. Europäer, 18. Stütze, 20. Nebenfluß der Mosel, 21. zu keiner Zeit, 22. akustischer Begriff, 23. Stadt am Rhein, 26. Edelmetall, 29. Papageienart, 30. Wappentier, 32. französische Münze, 33. Weinort an der Mosel, 35. unbestimmtes Fürwort, 36. Kathedrale, 37. Schifffahrt, 38. loses Gewebe.

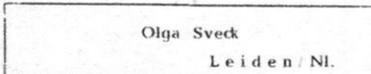
Die Nr. 3, 16 und 33, waagrecht, ergeben nacheinander gelesen, den Weihnachtswunsch vieler Menschen.

## Doppelpyramide

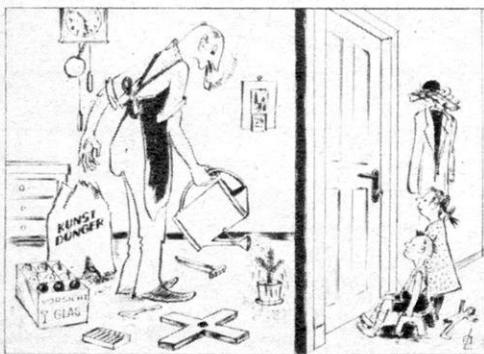


1. Vokal
2. Naturprodukt
3. Aggregatzustand des Wassers
4. Erfolg
5. Ursprung des Denkens
6. Sprossenfolge
7. Bergmann
8. Weltkörper
9. Zeitlicher Begriff
10. Getreideart
11. Sproß eines Baumes
12. Chemisches Produkt
13. Getränk
14. lateinisch: und
15. Vokal

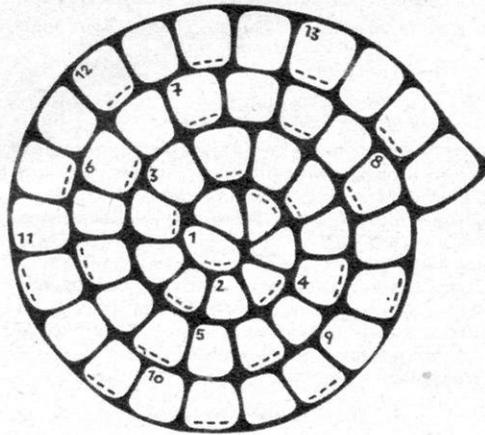
## Die Besuchskarte



Sie wünscht sich, was wir alle brauchen.



Der große Optimist und kleine Pessimisten  
Zeichnung: L. Aschenbrenner



## Schneckenrätsel

Die Wörter folgender Bedeutung sind so in die Schnecke einzusetzen, daß die Buchstaben der gestrichelten Felder eine Botschaft aus dem Weihnachtsevangelium ergeben.

1. Einer der bedeutendsten italienischen Arbeiterführer zur Gründerzeit der italienischen sozialistischen Partei (1893), 2. Acker, 3. Gewebe, 4. unbestimmtes Fürwort, 5. Vogel, 6. engl. Verneinung, 7. engl. Ausdruck für krank, 8. Gewerkschafter aus den Reihen der Bergarbeiter, 9. Stadt im Norden Argentiniens, 10. winterliches Kleidungsstück, 11. Meer, 12. Vortrag, 13. Landschaftsbild.

## Gegensätze

Wenn du des Motors wicht'ge Teile zusammensetzt mit dem, was Energie uns spendet, schenkt Illusion nach einer Weile den Zauber, den die Weihnachtszeit uns wieder sendet.

## Was sind sie?

### Hans Albers

Seemann  
Schauspieler  
Boxer  
Theaterdirektor.

### Thomas Mann

Sportlehrer  
Pianist  
Schriftsteller  
Rektor einer Universität.

### Hans Böckler

Deutscher Außenminister  
Rundfunkintendant  
Ministerpräsident von Nordrhein-Westfalen  
Vorsitzender des Deutschen Gewerkschaftsbundes.

### Ernest Bevin

Transportarbeiter  
Englischer Meister im Gewichtheben  
Sekretär der UN  
Englischer Außenminister

### Theodor Heuß

Afrikanforscher  
Komponist des Schlagers „Theodor im Fußballtor“  
Präsident des Deutschen Bundestages  
Präsident der Deutschen Bundesrepublik.

### Konrad Adenauer

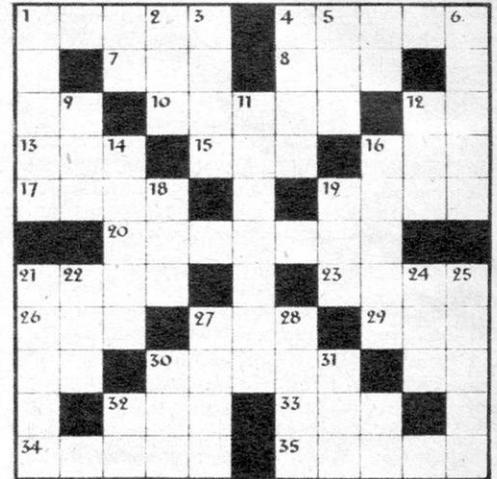
Oberbürgermeister von Köln  
Deutscher Bundeskanzler  
Fußballschiedsrichter  
Universitätsprofessor.

### Fritz Walter

Beste deutscher Fußballspieler  
Bundestagsabgeordneter  
Artist  
Großkaufmann.

### David Acheson

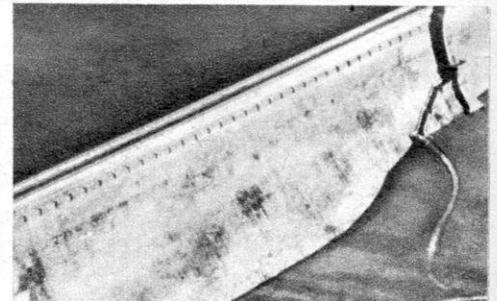
Filmstar  
Arzt  
Amerikanischer Außenminister  
Präsident des Staates Israel.



## Kreuzworträtsel

**Waagrecht:** 1. Glaubenssatz, 4. Hunnenkönig der Sage, 7. Farbe, 8. Einschnitt im Gelände, 10. Trinkgefäß, 13. engl.: hat, 15. Getränk der alten Deutschen, 16. Schmutz, 17. Hochland von Persien, 19. Hinterlassenschaft, 20. einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 21. eine der Gezeiten, 23. kräftiges Band, Gürtel, 26. europäische Hauptstadt, 27. Kopfbedeckung, 29. Getränk, 30. Handwagen, 32. Tierleiche (Kadaver), 33. Ausruf, 34. Kopfbedeckung, 35. abessinischer Königstitel.

**Senkrecht:** 1. Stadt in Indien, 2. Staubbesen, 3. kleinstes Teilchen eines Elementes, 4. Haushaltplan, 5. wie 8 waagrecht, 6. Bauholz, Holzstab, 9. Adler, 11. Pferdenschmuck (griechische Sagenfigur), 12. Anerkennung, 14. Wüstensturm, 16. Gewächs, 18. Bedrängnis, 19. schmal, 21. Festock, 22. Senkblei, 24. Rotwild, 25. Staat in Nordamerika, 27. Nagetier, 28. Fett aus dem Speck von Walen und Robben, 30. Vorgebirge, 31. Lebensbund.



## Was ist das?

Werkzeug der Steinzeit?  
Rasierklinge Barbarossas?  
Staudamm?  
Chinesische Mauer?  
Steuerruder?

## Auflösungen aus Nr. 25

**Kreuzworträtsel.** Waagrecht: 1. Rigi, 4. Weib, 7. Iduna, 9. Lenau, 10. Ammer, 11. Gas, 13. Tod, 14. Laut, 15. Iden, 16. Ein, 17. Tier, 18. Gips, 20. Man, 21. Oos, 23. Satan, 25. Strom, 26. Daten, 27. Teig, 28. Bald. Senkrecht: 1. Ring, 2. Ideal, 3. Ina, 4. Wer, 5. Jason, 6. Bund, 8. Amsterdam, 9. Leningrad, 12. Satin, 13. Tempo, 17. Taste, 19. Sorel, 20. Mast, 22. Sand, 23. Sog, 24. Nab.

**Silbenrätsel.** 1. Engel, 2. Sauna, 3. Imitation, 4. Sansibar, 5. Teppich, 6. Entree, 7. Immunität, 8. Nienburg, 9. Roggen, 10. Orient, 11. Senne = Es ist ein Ros' entsprungen . . .

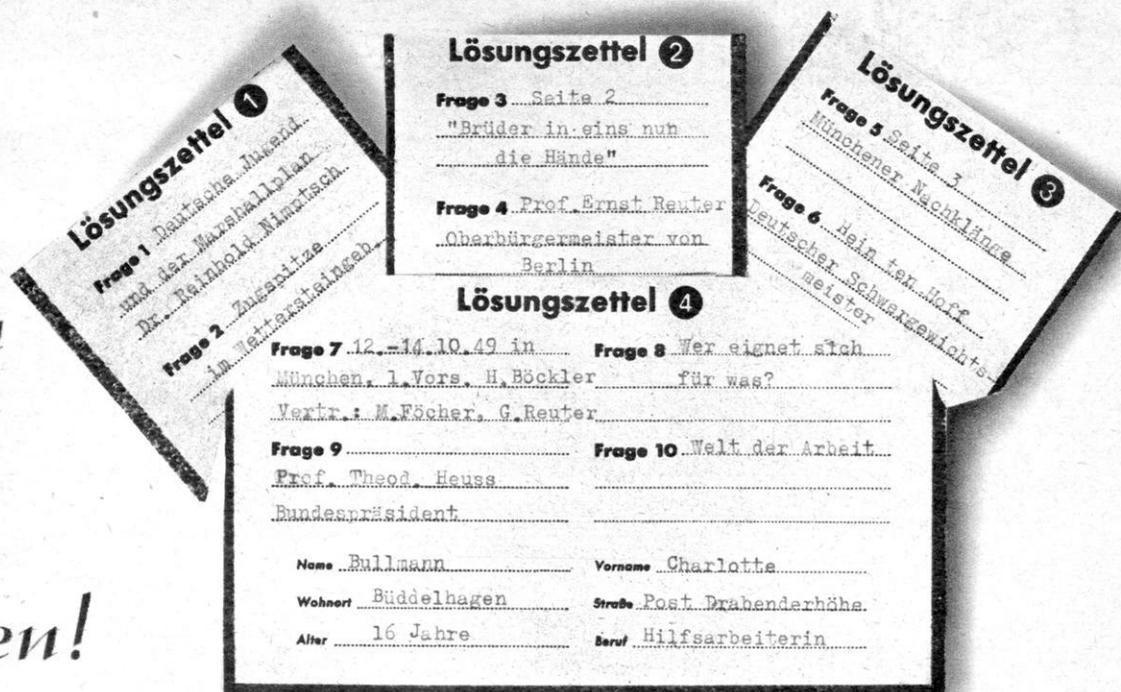
**Umstellungsrätsel.** 1. Owen, 2. Omen, 3. Amen, 4. Amun, 5. Amur.

**Radrätsel.** 1. Sack, 2. Omsk, 3. Zink, 4. Irak, 5. Amok, 6. Leck, 7. Ilek, 8. Silk, 9. Talk, 10. Epik, 11. Neck, 12. Gurk, 13. Ethik, 14. Spuk, 15. Erik, 16. Tank, 17. Zank = Sozialistengesetz.

**Silbenrätsel.** 1. Werne, 2. Anden, 3. Sahara, 4. Niagara, 5. Interlaken, 6. Chikoree, 7. Tresor, 8. Zeitung, 9. Urne, 10. Reede, 11. Tennessee, 12. Anwalt, 13. Trester, 14. Werra, 15. Intermezzo = Was nicht zur Tat wird, hat keinen Wert.

**Was ist das?** Wanderdüne.

So  
mußten  
sie  
aussehen!



## Auflösung unseres großen Preisrätsels

### Die Namen der glücklichen Gewinner:

1. Preis 1 Fahrrad, Charlotte Bullmann, Büddelhagen, Post Drabenderhöhe
2. Preis 1 Photoapparat, Irene Zöllner, Aerzen b. Hameln Nr. 212
3. Preis 1 Akkordeon, Walter Gosau, Lägerdorf, Hochholz 5
4. Preis 1 Armbanduhr, Dieter Franke, Würzburg, Siligmüllerstr. 2
5. Preis 1 Armbanduhr, Hans Burghard, Hamb.-Fuhlsbüttel, Sengelmannstr.
6. Preis 1 Füllfederhalter, Gerhard Grün, Pforzheim, Pflügerstr. 36
7. Preis 1 Füllfederhalter, Elli Waegener, Paderborn, Kasseler Str. 36
8. Preis 1 Aktentasche, Ernst Kramer, 16 Jahre, Weber
9. Preis 1 Fußball, Heino Bauermeister, Frankfurt-Süd, Heimatring 8
10. Preis 1 Fußball, Hermann Appoldt, Schwaig b. Nürnberg, Lindenstr. 7
11. Preis 1 Fußball, Helmut Reimschüssel, Lanstedt 242

Außerdem wurden 200 Trostpreise ausgelost.

Preisrichter waren: Willi Boden, Fritz Braun, Hans Görres, Willi Schiffer

Wir bitten Ernst Kramer um genaue und leserliche Angabe seiner Adresse.

244 Mädchen u. 759 Jungen, zusammen 1003, sandten richtige Lösungen ein

*Ein erfolgreiches*

*Neues  
Jahr!*



**allen Kolleginnen und Kollegen**